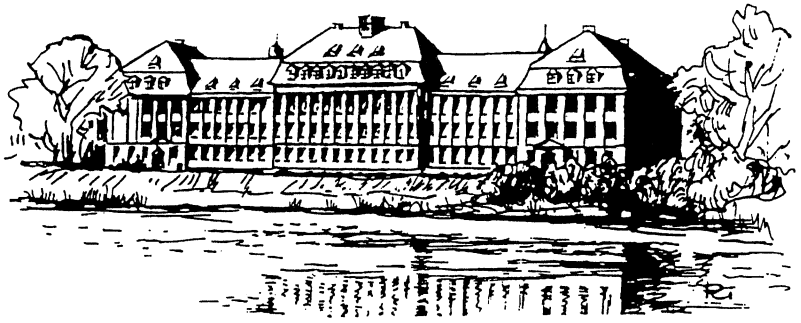
Carolinum

Hiſtoriſch-literariſche Zeitſchrift



Carolinertreffen

15. bis 16. September 2000

64. Jg.-Nr. 124 Göttingen Sommer 2000

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren für Mitglieder sind in der Spende enthalten
Einzelheft 20,- DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des Carolinums Neustrelitz

Amtierender Vorstand:

Vorsitzender:	Dr. Klaus Zerbel, Am Krankenhaus 1, 17207 Röbel, Telefon 03 99 31 / 5 06 47
Vertreter:	Günther Jonas, Nelkenweg 8, 31675 Bückeburg, Telefon 0 57 22 / 61 59
Schatzmeisterin:	Katharina Krage, Haus 5, 17237 Dalmsdorf, Telefon 03 98 22 / 2 01 36
Schriftführer:	Olaf Müller, Goldenbaumer Straße 32, 17237 Carpin, Telefon 03 98 21 / 4 07 64
Bankverbindung:	Kreissparkasse Mecklenburg-Strelitz, BLZ 150 517 32, Kto.-Nr. 36 003 738

Redaktion und Schriftleitung:
Armgard Bentzin
Waldsiedlung 79, 17235 Neustrelitz
Telefon 0 39 81 / 44 39 72

Gesamtherstellung: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. KG – Druckhaus Göttingen

Inhalt

Einweihung des Gymnasiums Carolinum am Glambecker See vor 75 Jahren / *Waldemar Neubauer, Roderich Hustaedt* 9

Einladung zur ordentlichen Mitgliederversammlung 14

Programm zum Treffen der Altschülerschaft vom 15. bis 16. September 2000 15

Das Karzerbuch / *Carl-Friedrich Vahrenkamp* 17

Ein Mecklenburger-Polizeipräsident von Bombay / *Hans-Joachim Rehmer* 25

Erinnerungen an den Krieg 1944/45 / *Friedrich von Huene* 28

Notwendige Erinnerung an den Maler Gerd Gombert / *Erhard Kunkel* 40

Multimediales Lernen am Carolinum / *Aus Nordkurier 26. November 1999* 55

Schliemanns Wohnhaus als numismatisches Museum / *Gerhard Schley* 56

Buchbesprechungen 58

Vermischte Beiträge 65

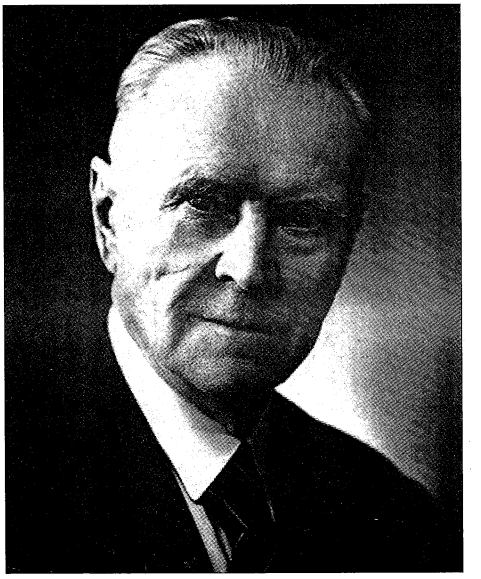
Familiennachrichten 67

Gerd Gombert: Blumen in der Vase – Aquarell (Nachlass)

11. bis 13. Juli 1925

Einweihung des Gymnasiums CAROLINUM am Glambecker See vor 75 Jahren

Der nachfolgende Bericht ist den „Lebenserinnerungen" von Dr. Roderich Hustaedt entnommen, die dessen Enkel – der heute in Neustrelitz lebende und arbeitende Architekt Helfried Blühdorn – der Redaktion mit zugehörigen Bildern zur Verfügung stellte. Die redaktionelle Bearbeitung wurde von Waldemar Neubauer, Neustrelitz vorgenommen.



Roderich Hustaedt

Roderich Hustaedt wurde am 3. Oktober 1878 in Mirow im Großherzogtum Mecklenburg/Strelitz geboren. Das Gymnasium CAROLINUM in der Neustrelitzer Glambecker Straße besuchte er von 1890 bis 1898. Anschließend studierte er in Jena, Berlin und Rostock Rechts- und Staatswissenschaften. 1903 promovierte er an der Universität Rostock zum Dr. jur. Sein Arbeitsleben hat Roderich Hustaedt zum größten Teil in Neustrelitz verbracht. Seit 1907 war er dort Landrichter. Neben seiner beruflichen Tätigkeit als Jurist und später Staatsmann hat er auch immer auf heimatkundlichem Gebiet gewirkt. Dr. Hustaedt hat sich auch schriftstellerisch betätigt und viele Erzählungen, vor allem mit Forst- und Jagdthemen, in entsprechenden Zeitschriften veröffentlicht. In drei Bänden hat er seine Lebenserinnerungen niedergeschrieben (unveröffentlicht). In einem Abschnitt hierin hat er auch über Planung, Bau und Einweihung des neuen Gymnasiums CAROLINUM am Glambecker See geschrieben. Als Finanz-, Justiz- und Kultusminister von 1920 bis 1928 im damaligen Freistaat Mecklenburg-Strelitz hat er dieses Projekt angeregt und bis zum Ende auch betreut und gefördert. Dr. Roderich Hustaedt flüchtete 1954 nach Baden-Baden, wo er am 8. Dezember 1958 verstorben ist. Bis zu seinem Tod war er dem CAROLINUM als Mitglied der Altschülerschaft, deren Ehrenvorsitzender er war, verbunden.

Waldemar Neubauer

„Vor allem aber setzte ich mich in der zu meiner zweiten Heimat gewordenen Stadt Neustrelitz für den Neubau einer neuen großen Schule ein, und erreichte, wie ich schon früher angedeutet habe, im Landtag nach langen Kämpfen, ähnlich wie bei dem Landestheater, den Neubau des noch heute eine Zierde der Stadt bildenden neuen Gymnasiums und Realgymnasiums am Glambecker See.

Mit der Fertigstellung dieses Neubaus wurde das alte Gymnasium in der Glambecker Straße und die frühere Realschule in der Tiergartenstraße frei. Beide Schulgebäude konnten durch die Belegung mit Volksschulklassen eine ausgezeichnete Verwendung

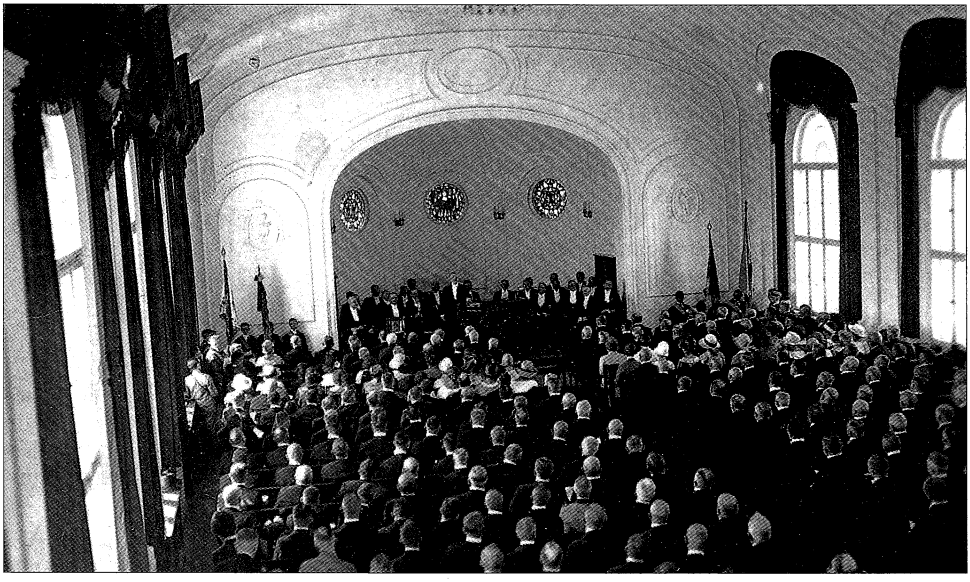
finden, so daß damit auch den Interessen der Volksschule in Neustrelitz eine lange Zeit genügend gedient war.

Der von dem tüchtigen Architekten Ministerialrat Schondorf in der mir unterstellten Hochbauabteilung ausgearbeitete Entwurf wurde nach Bewilligung der weit eine Million Goldmark übersteigenden Mittel durch den Landtag unter der Oberleitung von Schondorf und Heranziehung anderer Architekten in den Jahren 1923 bis 25 durchgeführt. Der Rohbau wurde noch 1923 während der Inflationszeit fertiggestellt und verursachte dem Lande kaum irgendwelche Kosten, da das unter Zuhülfenahme einer Anleihe aufgewendete Geld bald vollständig entwertete, und die Rückzahlungen der Anleihe später nur in ganz minimalem Umfange geleistet werden brauchten.

Der neue Schulbau stellt sich als einer der modernsten und schönsten Schulbauten im Deutschen Vaterlande nach 1918 dar. Er enthält in drei Geschossen 25 geräumige, luftige Klassen, daneben eine große wunderschöne Aula, darunter eine Turnhalle, außerdem einen geräumigen sog. Naturwissenschaftlichen Flügel, der sofort mit allen Einrichtungen für den Unterricht in der Chemie, Physik und Naturkunde versehen wurde.

Es befindet sich darin sogar nach dem Muster mancher großen Universitäten ein amphitheatralisch ansteigender Hörsaal, ein Schüler-, Übungs- und Vorbereitungssaal und ein Sammlungssaal.

Die Einweihung dieses monumentalen Neubaues mußte besonders feierlich ausgestaltet werden, und fand in den Tagen vom 11. bis 13. Juli 1925 statt. Es waren dazu der damalige Preussische Kultusminister Dr. Becker, die Kultusminister von Mecklenburg-Schwerin und Lübeck, Dr. Stammer und Senator Vermehren, der Rektor der Universität Rostock, die Spitzen der Behörden aus beiden Mecklenburg, Exellence Boden aus Berlin, die Studiendirektoren der benachbarten höheren Schulanstalten, eine Anzahl Landtagsabgeordnete und sämtliche alte Schüler des Gymnasiums und Realgymnasiums eingeladen, so daß an der Einweihungsfeier mehrere hundert Personen teilnahmen, und die Aula bei der stimmungsvollen Eröffnungsfeier vollbesetzt war.

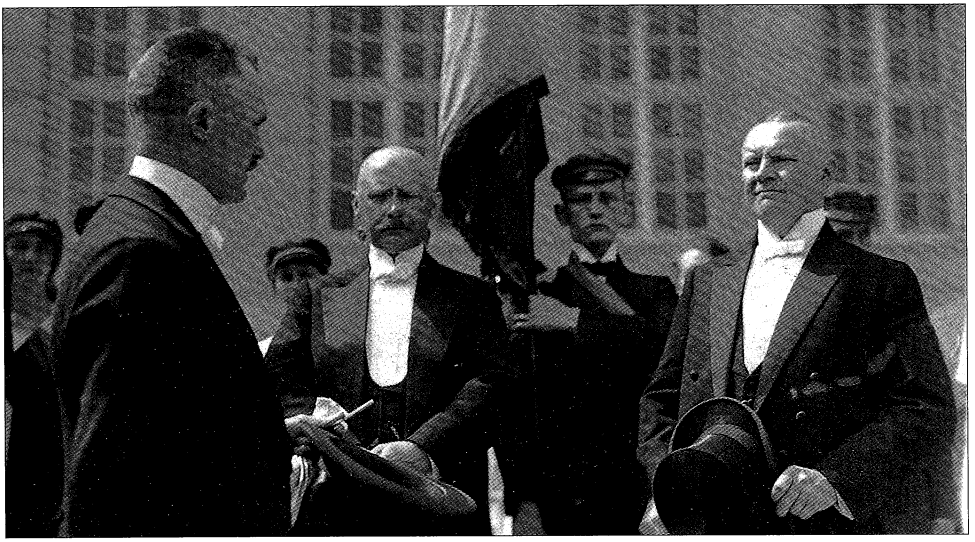


Festakt in der Aula des Carolinums

Schon am Abend vorher fand der übliche Fackelzug in den Straßen der Stadt statt, an dem sich der Festkommers im Schützenhaus schloß.

Am Freitag, den 12. Juni wurden zunächst in dem alten Gymnasium und der Realschule schlichte Abschiedsfeiern abgehalten.

Ich hatte nach vielen Zureden erreicht, daß schließlich auch mein alter lieber Konabiturient Studienrat Dr. Julius Becker zu der Einweihungsfeier erschien. Er hielt in der Aula des alten Gymnasiums, in der früher die Ober- und Untersekunda untergebracht war, eine prachtvolle Abschiedsrede, bei der er alte Schulerinnerungen weckte, und mit gutem Humor unsere alten Lehrer mit ihren besonderen Eigentümlichkeiten, Vorzügen und Schwächen vor unser Auge führte. Gleich hernach fand die feierliche Schlüsselübergabe vor der neuen Schule statt, bei der mir Ministerialrat Schondorf den Schlüssel mit feierlichen Worten übergab, und ich ebenfalls mit einer Ansprache den Schlüssel an den damaligen Leiter des Gymnasiums und Realgymnasiums Oberstudiendirektor Dr. Dunker aushändigte.



Einweihung CAROLINUM (li. neben der Fahne = Schondorf, re. neben dem Fahnenträger = R. Hustaedt)

Mit feierlichem Orgelspiel, dem von Schülern gesungenen Choral „Lobe den Herren" und den vom Landesorchester zusammen mit dem Schülerchor vorgetragenen Chor Haydns aus der Schöpfung, wurde die Feier eröffnet. Danach bestieg ich das Rednerpodium und hielt eine 3/4stündige Begrüßungsrede beginnend mit den Worten:

‚Geschaffen in schweren und trüben Zeiten
Mög' dieses Haus stets Glück geleiten
Und unsere Hoffnung, deutsche Jugend,
Hier lernen deutsche Art und Tugend.'

(Ich betonte bei meinen Eröffnungsreden stets, daß der Staat Mecklenburg-Strelitz mit der Einweihung dieser Schulneubauten zeigte, daß er es als seine vornehmste Aufgabe ansehe, gerade in Zeiten des Niedergangs nach dem verlorenen Weltkrieg und materieller wie finanzieller Nöte die Aufgaben der Kultur nicht zu vernachlässigen, sondern, neben anderen wichtigen Staatsaufgaben, voll und ganz zu erfüllen. Zu solchen wichtigen Aufgaben der Kultur gehöre vor allem eine stete Verbesserung des Schulwesens durch Schaffung ausreichender und gesunder Schulräume, durch Anstellung gut vorgebildeter

Lehrkräfte, durch Erweiterung und Ausbau des Lehrstoffes und Hebung der allgemeinen Volksbildung.)

In dieser Rede schilderte ich die ruhige und zielsichere Entwicklung, welche das höhere Schulwesen in Neustrelitz seit der Grundsteinlegung in der Glambecker Straße im Juni 1803 genommen habe, hob die bedeutenden, aus der Anstalt hervorgegangenen Schüler, u. a. den berühmten Alterstumforscher und Trojaentdecker Heinrich Schliemann, den ausgezeichneten Maler Wilhelm Riefstahl, zu deren Erinnerung eine Gedenktafel an dem alten Gymnasium angebracht ist, und den früheren Reichskanzler Fürst Bülow hervor. Letzterer hatte in den Tagen vorher durch ein längeres an mich gerichtetes Schreiben seine Anhänglichkeit an das alte Gymnasium zum Ausdruck gebracht.

Empfang vor dem Carolinum

Dann ging ich auf die Ziele der neuen Doppelanstalt ein und hob hervor, daß in beiden Anstalten der alte Geist echt wissenschaftlicher Bildung gepflegt und gefördert werden, daß im Gymnasium der Geist der Antike und des Klassizismus nach wie vor zu seinem Recht kommen, und daß im Realgymnasium das mehr auf das praktische Leben hinführende Bildungsziel in der Mathematik und in den Naturwissenschaften besondere Förderungen erfahren solle, daß aber auch fortan die körperliche Ausbildung und Ertüchtigung unserer Mecklenburger Jugend nicht vernachlässigt werden dürfe. Deswegen sei unter der Aula die weite geräumige Turnhalle mit allen dazu gehörigen Einrichtungen geschaffen worden. Ich schloß mit den bekannten Worten der Königin Luise:

‚Ist doch alles in der Welt nur Übergang.
Doch wir müssen durch!
Sorgen wir dafür, daß wir mit jedem Tage
reifer und besser werden.‘

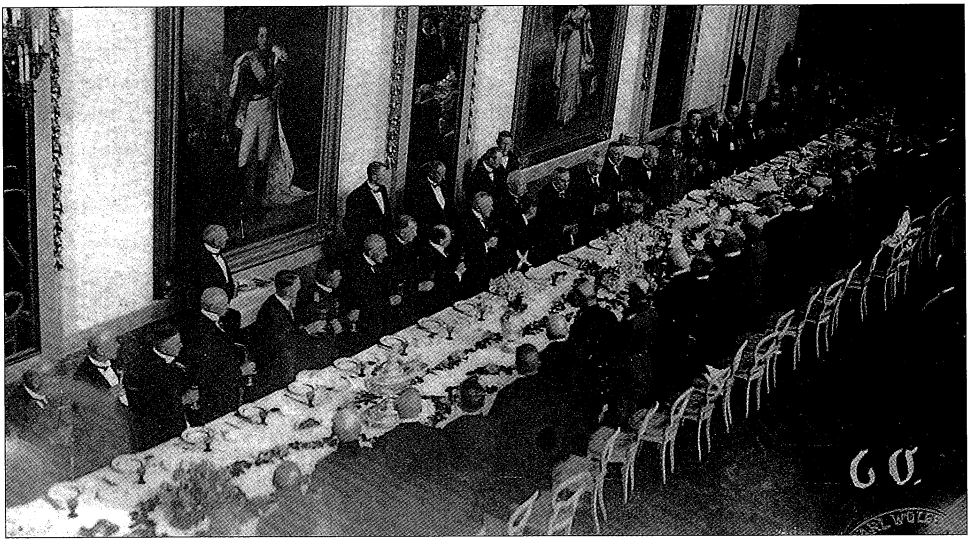
Die erschienenen drei Kultusminister von Preußen, Schwerin und Lübeck, sowie der Rektor der Landesuniversität Rostock, Professor Dr. Walter, Landesbischof Tolzien, der Oberstudiendirektor Dunker, Landtagspräsident Frick u. a. erwiderten in zum Teil ausgezeichneten Ansprachen.

Der Preußische Kultusminister Dr. Becker hob hervor, daß ein wahrhaft humanistischer Geist, wenn er wirklich auf antiken Bahnen wandeln wolle, eine ganz reale Lebens-

nähe bewahren müsse. Unsere heutige Zeit verlange diese Verbindung von Humanismus und Leben oder, anders ausgedrückt, die Parole müsse lauten: Vom gelehrten Humanismus zur gelehrten Antike, die nicht nur den Geist, sondern auch den Körper zum Gegenstand liebevoller Pflege und Erziehung machte, und die auch ihr Bildungsgut nicht aus der Vergangenheit und fremden Kulturen entnahm, sondern aus den Schätzen ihres eigenen Schrifttums und den drängenden Tagesfragen einer schöpferischen Gegenwart. Auch unsere Gymnasien könnten des realen Gegenwartssinnes nicht entbehren, und unsere realistischen Anstalten bedürften der humanen, eine den ganzen Menschen erfassenden Einstellung. Nur wenn uns diese Synthese gelinge, könnten wir auch in trüber Zeit freudig und selbstbewußt eine bessere Zukunft erhoffen. Er wünsche, daß diese berühmte und bewährte Anstalt eine Trägerin dieses Geistes sein und bleiben möge.

‚Quod felix faustumque sit!'

Am Nachmittag des Hauptfesttages fand das Festessen im gelben Saal des Schlosses unter Beteiligung aller Ehrengäste, des Lehrerkollegiums und einer großen Anzahl früherer Lehrer und Schüler der beiden Anstalten statt. Gegen 300 Herren nahmen an dem Essen teil. Die alten Silberaufsätze und das Meissner Porzellan, sowie das prachtvolle von der Grossherzoglichen Familie durch den Staat übernommene Geschirr nahmen sich auf der Festtafel wundervoll aus, und der Festsaal mit der Festtafel bot einen überaus imponierenden Anblick.



Festessen im Schloss Neustrelitz

Das damals nach dem Theaterbrand noch vorhandene Theaterorchester sorgte für die nötige Musik, die alten Weine aus dem Schloßkeller mundeten ausgezeichnet und es war bei allen Gästen eine hervorragende Stimmung vorhanden, die sich später am Abend noch bei Mokka und Bier in der ebenfalls festlich hergerichteten Orangerie fortsetzte. Am späten Abend fand noch im Schützenhaus eine Schüleraufführung von Kleists ‚Prinz von Homburg' statt.

Hoch befriedigt fuhren alle Teilnehmer nach den dreitägigen Einweihungsfeierlichkeiten des Carolinums mit ihren vielen erhebenden Eindrücken in ihre Heimat zurück. Ich war besonders froh und glücklich, daß alles von Anfang bis zu Ende auf das vorzüglichste geklappt hatte, war ich doch bei der Feier der in erster Linie verantwortliche Redakteur."

Einladung zur ordentlichen Mitgliederversammlung

Der Vorsitzende beruft gemäß §9 der Satzung vom 6. September 1991 die ordentliche Mitgliederversammlung 2000 zu

Freitag, dem 15. September, um 16 Uhr in die Aula des Carolinums

ein. Die Tagesordnung ergibt sich aus §9 der Satzung.

1. Begrüßung und Totenehrung durch den 1. Vorsitzenden
2. Wahl des Versammlungsleiters
3. Genehmigung des Protokolls der Mitgliederversammlung vom 3. September 1999
4. Bericht des Vorstandes
5. Bericht der Kassenprüfer
6. Diskussion zu TOP 4 und 5
7. Verabschiedung von G. Jonas aus dem Vorstand
8. Neuwahl eines Vorstandsmitgliedes
9. Historisches für die Zukunft bewahren – eine Diskussion
10. Beratung und Beschluss über vorliegende Anträge
11. Verschiedenes
12. Bestimmung der nächsten Mitgliederversammlung

Anträge sind mit einer Begründung bis zum 10. Juli 2000 beim Vorstand einzureichen.

gez. Dr. K. Zerbel
– Vorsitzender –

Treffen der Altschülerschaft des „Carolinums“ zu Neustrelitz
15. bis 16. September 2000

Programm:

15. September 2000

10.00 Uhr	Schülergespräch zum Thema: „Demokratie mit Leben erfüllen“. Gesprächsleitung: Pastor i. R. Klaus Köller, Dr. Klaus Zerbel
14.00 Uhr	Vorstandssitzung
14.00 Uhr	Führung durch das Schulgebäude (auf Wunsch)
16.00 Uhr	Mitgliederversammlung
20.00 Uhr	Festabend im Parkhotel**
20.00 Uhr	Open air-Veranstaltung in der Schule

16. September 2000

10.00 Uhr	Festgottesdienst im Borwinheim (Mitgestaltung durch Schüler des Carolinums)
14.00 Uhr	Busfahrt in den Raum Feldberg
15.00 Uhr	Plattdeutsches Erzählkaffee im Schlossgartenhotel
19.00 Uhr	Aufführung des Oratoriums „Der Messias“ (Händel) in der Schlosskirche

**) Übernachtungen im Parkhotel können unter der Rufnummer 03981/443600 gebucht werden.

Speisekarte

Carolinertreffen 2000

Vorspeisen:

Hausgebeizter Lachs
mit Senf-Honig-Dill-Sauce
15,00 DM

Sommerliche Blattsalate
mit Maishähnchenterrine
und Pinien-Kräuter-Vinaigrette
14,00 DM

Suppen:

Mecklenburger Kartoffelsuppe
mit Rauchaal
6,50 DM

Tomatencremesüppchen
mit Wacholderöl
6,00 DM

Kleine Gerichte:

Kleines Schinkenbrett
Wildschweinschinken,
Tiroler Landschinken
und Mecklenburger Katenschinken
dazu Brotkorb und Butter
19,00 DM

Neustrelitzer Schlachteplatte
Blutwurst, Leberwurst
und Kasslernacken auf Sauerkraut
mit Salzkartoffeln
20,00 DM

Wildschweinschinken
aus dem Buchenrauch
mit Preiselbeer-Pfeffersauce
14,50 DM

Strelitzer Gänsesülze
mit Remouladensauce
und Bratkartoffeln
16,50 DM

Fisch:

Forelle mit Gemüse und Kräutern in der
Folie gebacken, dazu Salzkartoffeln
23,00 DM

Gebratenes Steinbeißerfilet
auf zweierlei Paprikasaucen
mit Broccoli und buntem Reis
25,00 DM

Fleisch:

Schweinefilet auf Champignonsauce
mit Zucchini-Kartoffelauflauf
25,00 DM

Rumpsteak mit Kräuterbutter, Grill-
tomate, Broccoli und Kartoffelkrapfen
25,00 DM

Vegetarisch:

Großer Salatteller mit gebratenen
Garnelen und Joghurtdressing,
dazu ofenfrisches Baguette
21,00 DM

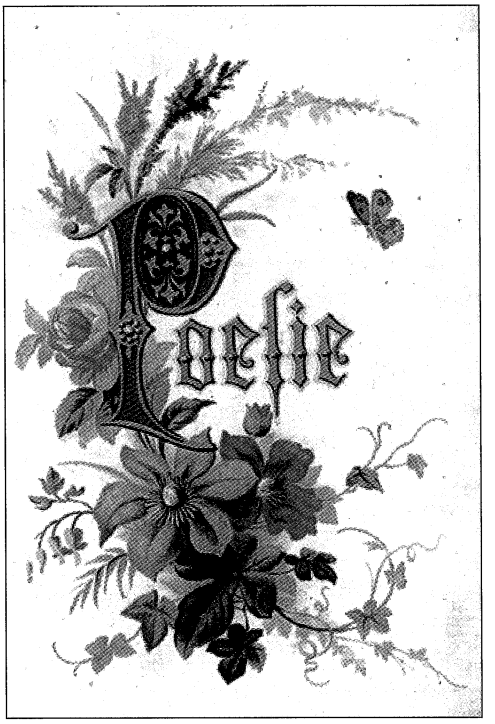
Geschmortes Tomaten-Zucchini-Gemüse
mit Mozzarella überbacken,
dazu Baguette
15,50 DM

Dessert:

Pralinenmousse
auf Joghurt-Minzespiegel
8,00 DM

Vanilleeis und Erdbeereis
mit heißen Früchten
7,50 DM

Variation vom Sahneeis auf Mangomark
8,00 DM



Das Karzerbuch

Poesiealben dienten früher dazu, Gedanken, Wünsche etc. in Reimen niederzuschreiben, meistens, um sie Verwandten, Freunden, Bekannten oder auch Kollegen bei besonderen Anlässen zu verehren. Manche brachten es auf diesem Gebiet zu wahrer Meisterschaft, war es doch in bestimmten gesellschaftlichen Schichten üblich, zu Gedenktagen jeder Art und zu fast jedem festlichen Anlass etwas zu dichten.

Doch war hat dies mit dem Gymnasium Carolinum in Neustrelitz und mit dieser Zeitschrift zu tun?

Die Rede soll hier von einem alten mit einer Schließe versehenen schmalen Buch sein, dessen Einband mit dunkelblauem Stoff bezogenen ist. In silbernen Buchstaben steht darauf das Wort „Poesie“, ein Hinweis, dass es sich um Poesiealbum handelt. Doch ist dieser Titel irreführend, wie wir sehen werden. Es hat, worüber noch zu sprechen sein wird, auf glückliche Weise die Zeiten überdauert. Sein Rücken ist gelockert, einige Seiten lose. In ihm haben Schüler des Großherzoglichen Gymnasiums Carolinum zu Neustrelitz in deutscher Schrift, die heute viele nur noch mit Mühe lesen können, aber auch in lateinischer und griechischer Sprache, vor ziemlich genau einhundert Jahren ihre Eindrücke, Gefühle und Gedanken niedergelegt, die sie während ihres Aufenthalts im Karzer der Schule hatten. Da nicht alles dort Geschriebene erwähnenswert ist und vieles sich auch wiederholt, habe ich für diesen Beitrag eine Auswahl getroffen.

Hier die ersten beiden Seiten (etwa 1/3 der Originalgröße):

Carceralbum!!

Mit vollster Hochachtung allen
denen gewidmet, die das trauliche
Stübchen dort oben beziehen.

Sommer-Semester 1893
Alfred Clément

Wer je zum hohen Kahn*),
Einmal den Schritt gewandt,
Und dort im frohen Wahn
Von Schmidten**) eingekahnt
Den wird er bald ergreifen
Der Langeweile Wurm
Und die Gedanken schweifen
Dann über Stadt und Turm.

Anm. Jeder Sekundaner und Primaner***
hat das Recht, sich das Album, bevor er auf
den Kahn steigt, von dem Primus der Sekunda,
der dasselbe in Verwahr hat, geben zu lassen,
derselbe muß es nachher selbstverständlich wieder
an den Primus der Sekunda abliefern.

Und was du dann empfunden
In deinem Carcerleid
Das sei hier eingebunden
Ein Denkmal spätrer Zeit
Schreib die Gedanken nieder
Hier in dies Carcerbuch
Und sangst du nie noch Lieder
Mach einmal den Versuch!

---

*) Karzer

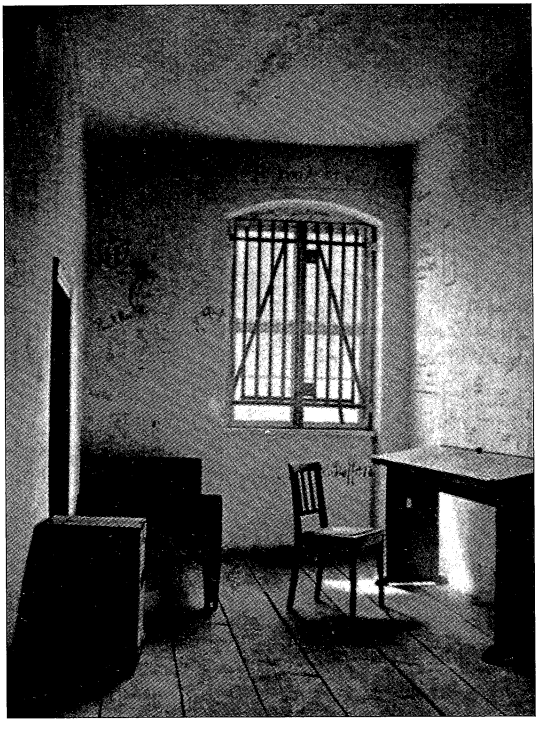
**) Schulleiter

***) Zur Erläuterung: Sexta = 5. Klasse, Quinta = 6. Klasse, Quarta = 7. Klasse, Untertertia = 8. Klasse, Obertertia = 9. Klasse, Untersekunda = 10. Klasse, Obersekunda = 11. Klasse, Prima = 12. und 13. Klasse

Der heutigen Generation sagt das Wort Karzer, das seinerzeit gebräuchlich war, im allgemeinen nichts mehr. Es stammt aus dem Lateinischen „carcer" = Kerker, Gefängnis. Damit wurde sowohl der (Arrest-)Raum bezeichnet, in dem früher Disziplinarstrafen, die gegen Schüler (und an Universitäten gegen Studenten) verhängt worden waren, verbüßt wurden, zum anderen war das Wort Karzer aber auch die Bezeichnung für die Strafe selbst. An deutschen Schulen gibt es den Karzer/die Karzerstrafe seit 1914 nicht mehr. Die früheste Eintragung in das Karzeralbum am 26. August 1893 stammt von dem Obersekundaner Franz Riebel, die letzte von dem Untersekundaner Karl Schnell mit dem Datum 25. Oktober 1904, insgesamt finden wir darin die Namen von zwanzig Schülern, einige auch mehrmals (bis zu viermal in zwei Jahren!).

Wohl die meisten Schüler des Gymnasiums Carolinum haben mindestens einmal in ihrem Schülerleben mit dem Karzer Bekanntschaft gemacht. Einer von ihnen schreibt im Karzerbuch, „es sei kaum glaubhaft, daß jemand zum ersten Mal auf dem Karzer sei".

Was hatte es mit dem Karzer auf sich? Bei groben Verstößen gegen die Schulordnung, aber auch bei schweren Vergehen außerhalb der Schule, konnte das Lehrerkollegium Karzerstrafen verhängen. Dies bedeutete für den Delinquenten, dass er einige Stunden, ggf. wiederholte Male, und in ganz besonderen Fällen sogar mehrere Tage und Nächte, im Karzer zubringen musste. Zum Strafantritt hatte er sich bei dem Schuldiener zu melden und an ihn 50 Pfennige zu zahlen, für die damaligen Verhältnisse kein geringer Betrag. Dieser schloss ihn sodann ein und entließ ihn nach der Verbüßung auch wieder. Es ist überliefert, dass der Strafvollzug aber nicht zu streng gehandhabt wurde. Zwar war der Arrestant eingeschlossen, hatte aber, wie das Karzerbuch an mehreren Stellen verrät, bei einigem Geschick offenbar die Möglichkeit, sich mit etwas Trinkbarem den Aufenthalt erträglicher zu gestalten. Ein Bild des Karzers unter dem Dach der südwestlichen Giebelseite des alten Schulgebäudes in der Glambecker Straße (jetzt Schliemann-Gymnasium) ist erhalten, es wurde von dem früheren Schüler Heinrich Steffen im Jahr 1901 heimlich aufgenommen, dem es gelungen war, einen der damals nicht sehr handlichen Photoapparate mit hinein zu schmuggeln (vgl. Nrn. 19/20 und 21/22 dieser Zeitschrift). Ähnlich einer Gefängniszelle war der enge Raum, dessen einziges Fenster vergittert war, nur mit dem Notwendigsten ausgestattet. Im Sommer konnte es dort so warm werden, dass mehrstündige Karzerstrafen geteilt oder sogar auf einen anderen Tag verschoben wurden. Bei genauem Hinsehen ist auf dem Foto zu erkennen, dass die Insassen die kahlen Wände und das Mobiliar in ihrer Mußezeit mit Namen, Sprüchen, Wappen usw. „verziert" hatten.



Carcer des Gymnasium Carolinum 1901

Der Obersekundaner Felix Weber, der wegen Abschreibens 5 Stunden im Karzer zubringen musste, hat über seinen Aufenthalt dort und dessen Einrichtung folgende launige Beschreibung gegeben:

„Hab' heut ein Zimmer mir gemietet,
Doch nur für einen halben Tag
Und sitze jetzt drin wohl behütet
Und denke, was noch werden mag.
Fünf Groschen kostet dieses Zimmer,
Und ist doch herrschaftlich möbliert,
Kommt her und seht, ihr glaubt es nimmer,
Wie prachtvoll es ist ausstaffiert.

Es hat vier schöne weiße Wände
Und ist verseh'n mit Tisch und Bank
Ich bin noch lange nicht am Ende!
Drin steht auch eine Pritsche lang.
Sogar ein Ofen ist vorhanden
Und auch Gardinen, – eisern zwar
Doch haltbar, das sei zugestanden
Sie halten wohl an hundert Jahr."

Im Jahr 1905 erhielt der Karzer eine andere Zweckbestimmung. Da im Nachbarraum ein Lehrerzimmer für physikalische und chemische Experimente eingerichtet wurde, benötigte man ihn von nun an zur Aufbewahrung von Gerätschaften.

Das Karzerbuch lenkt unseren Blick auf die damaligen Schulverhältnisse am Carolinum in Neustrelitz, über die sehr informativ die „Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier am 10. Oktober 1906" berichtet. Dies ist die Geschichte des Gymnasiums Carolinum im ersten Jahrhundert seines Bestehens, von der ich zufällig ein Original antiquarisch erwerben konnte. Der Verfasser ist Professor Dr. Rieck, der ab 1876 an der Schule Unterricht gab. Im Jahr 1900 besuchten die Schule 348 Schüler, etwa ein Drittel kam von auswärts. Die Klassenfrequenz lag bei 25 bis 35 Schülern, in der Abschlussklasse (Prima) waren es nur ca. 12. In dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens (gegründet 1806) haben am Gymnasium Carolinum 450 Schüler das Abitur gemacht, ihre Anzahl schwankt in den einzelnen Jahren zwischen 3 und 10. Die Lehrkräfte durften anders als heute bis ins hohe Alter tätig sein, so war beispielsweise der 1821 geborene Friedrich Wilhelm Schmidt mit über 80(!) Jahren noch im Amt.

Es entsprach dem humanistischen Auftrag, dass der Schwerpunkt des Unterrichts bei den klassischen Sprachen, dem Lateinischen und Griechischen, lag. Ab Sexta, also etwa vom zehnten Lebensjahr der Schüler an, wurde Latein durchschnittlich neun Wochenstunden unterrichtet. Ab Tertia (heute Klasse 8) kam Griechisch mit wöchentlich sieben Stunden hinzu. Auf die übrigen Unterrichtsfächer verteilte sich die wöchentliche Stundenzahl durchschnittlich wie folgt: Deutsch und Mathematik/Rechnen = 3, Französisch, Geschichte, Geographie, Physik, Religion, Zeichnen und Singen, jeweils = 2.

Die Anforderungen, welche die Schule unter dem Rektorat des Schulrats Schmidt – 1860 bis 1904 – im Lateinischen und Griechischen stellte, waren sehr hoch und viele Schüler ihnen nur mit Mühe gewachsen. Verständlicherweise versuchten sie gerade in diesen beiden Fächern sich das Schülerleben etwas zu erleichtern, indem sie bei ihren Klassenkameraden abschrieben oder unerlaubt Übersetzungen und Lexika benutzten. Wurden sie dabei erwischt, mussten sie mit drakonischen Strafen einschließlich des Karzers rechnen. Ein besonders anschauliches Beispiel, das uns heute schmunzeln läßt , liefert das Karzerbuch aus dem Jahr 1894.

Der Obersekundaner Scheel erhielt fünf Stunden Karzer „wegen Exercitiumsconvenienz" (Übereinstimmung der Übungsarbeit) mit seinen Klassenkameraden Gauck und Ruschenbusch. Im Karzer reimte er hierzu; nachdem er zuvor die ihm aufgetragene Übersetzung aus Ciceros Episteln angefertigt hatte:

Müßig steh'n ist gefährlich
heilsam unverdrossener Fleiß (bravo).
Meine Arbeit ist schon fertig,
aber ich bin noch nicht reif,
für die Freiheit, die beglückt,
wenn man ihr 5 Stunden entrückt.

Und nach einigen in Lateinisch, Griechisch und Deutsch angefügten Bemerkungen schließt er seine Eintragung mit dem Satz: „Tempus meum ex est, ergo vivat libertas!

(Meine Zeit ist um, es lebe die Freiheit!) Georg Scheel, semper (immer) fröhlich". Der zweite Abschreiber, Ruschenbusch, erhielt 4 Stunden „Kahn". Wilhelm Gauck, von dessen Ausarbeitung die beiden Klassenkameraden abgeschrieben hatten, war der dritte im Bunde. Warum auch er in den Karzer musste, hat er wie folgt beschrieben:

„3 Stunden Kahn! Wegen Hergabe des Lateinischen Exercitiums zum Abschreiben an Scheel und Ruschenbusch und standhaften Leugnens, dies getan zu haben."

Hier ein Teil seines Epos aus dem Karzer:

Es war ein Sonnabend hell und klar
der siebenzehnte Februar,
da lenkte ich zum Kahn den Schritt,
3 Stunden Karzer gab mir der Schmidt*).
Warum that er's? so fragt ihr mich,
ja, dieses weiß ich selber nicht
O, schöne Zeit, o sel'ge Zeit,
der Schmidt der ist nicht recht gescheit

3 Stunden sind bald hingebracht
dann wieder mir die Freiheit lacht!
Dann hol' ich nach, was ich versäumt,
dort wo's Bier in den Gläsern schäumt!
Dann lebe wohl, du Karzer traut,
den heut zuerst ich hab' geschaut!
O, schöne Zeit, o sel'ge Zeit
Dein denk' ich immer nur in Freud!"

Er schließt seine Betrachtung mit den Worten:

„Ein Tropf, der die Moral aus dieser Geschichte zieht, daß er niemand sein Exercitium leiht, sondern es mit Argusaugen bewachen muß. Die wahre Moral ist die! Sei nicht so dumm, daß Schmidt dich übertölpelt! Laß dich nicht fassen!"

Der Obersekundaner Franz Riebel erhielt wegen Abschreibens eine 10(!)-stündige Strafe, die er mit je 5 Stunden am 26. und 30. August 1893 absaß. Aus diesem Anlass reimte er:

„Ich sitze hier oben ganz stille für mich
Und denke wie kamst du hierher?
Freiwillig nicht, glaubt es mir sicherlich.
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?
Lateinischen Aufsatz bekam ich zurück,
Da fing man mich, es war ein Mißgeschick
durch voluntate eius.

Den Aufsatz hatte ich ja nur copiert,
Und darin stand voluntate,
Ich hab ihn nicht lange erst studiert
Und schrieb flott volunt a te
Das gab keinen Sinn ihr glaubt mir's wohl
Der Satz ward der vollkommenste Kohl
mit volunt a te eius.

Die Conferenz verdonnerte mich
Zu fahren 10 Stunden im Kahn,
Doch weil die Hitze fürchterlich,
Mußten zwei Nachmittage dran.
So sitz ich hier oben von Wehmut umweht,
Weil alles mir so übel geht
um voluntate eius."

*) Leiter des Carolinums, Schulrat Dr. Friedrich Wilhelm Schmidt

Ein Beispiel dafür, dass die Karzerstrafe nicht nur leistungsschwächere Schüler traf, ist der Caroliner Peter Brunswig, der Ostern 1897 sein Abitur machte und in seiner Klasse jahrelang der Leistungsbeste bzw. unter den ersten war. Nach dem Jurastudium und der Promotion beendete er seine berufliche Laufbahn als einer der führenden Wirtschaftler in Deutschland und Seniorchef der renommierten Privatbank Trinkaus in Düsseldorf. Ihm verdanken wir nicht nur die zu Weihnachten 1917 aus Santiago de Chile, wo er sich beruflich aufhielt, an seine Kinder gerichtete Erzählung über seine Erlebnisse in Neustrelitz „Königsschuß und andere Volksbelustigungen" (m. W. bisher nicht veröffentlicht), sondern auch die Erzählung „Als ich ein Junge war", abgedruckt in den Nummern 25–30 dieser Zeitschrift. Darin beschreibt er seine Jugendzeit in Neustrelitz. In dem Kapital „Letzte Schuljahre und Abschied von Neustrelitz" hat er sich auch zum Thema Karzer und Karzerbuch geäußert:

„Trotzdem ich in der Schule ganz gut vorankam, entging ich doch nicht der Bekanntschaft mit dem Karzer, dieser schärfsten aller Schulstrafen. Auch hätte ich mich entehrt gefühlt, wenn ich niemals im Karzer gesessen hätte ... Das erste Mal wurde ich auf einen halben Tag hineingeschickt wegen allgemeiner Frechheit, das zweite Mal wegen allgemeiner Faulheit. Das erstere überraschte mich nicht, das zweite halte ich noch heute für ungerecht. Faul war ich sicher, aber ich wußte immer noch ganz gut Bescheid. Zu machen war aber nichts, also stellte ich mich denn am Mittwochnachmittag ein, in der Hand Schreibpapier und ein lateinisches Buch, aus dem ich übersetzen sollte, unter den Rock geknöpft die deutsche gedruckte Übersetzung, den „Schmook" eben dieses lateinischen Buches, und das Karzeralbum, in der Hosentasche eine Rolle Bindfaden. Der Schuldiener schloß mich ein. Die ersten Stunden vergingen schnell mit der Lektüre des Karzeralbums und mit der Anfertigung des Gedichts für dieses; dann pfiff es unter dem Fenster, tief unten stand mein Freund ‚Schneider' Breithaupt und winkte mir verführerisch mit zwei Flaschen Bier, während ein anderer an der Ecke Wache stand ... Schnell ließ ich den Bindfaden herunter, die Bierflaschen wurden angebunden, ich zog sie herauf, und nachdem ich sie ausgetrunken hatte, beförderte ich sie auf dieselbe Weise wieder hinunter."

Damals vermerkte Peter Brunswig im Karzerbuch als Grund für die Bestrafung unter anderem vierwöchiges Schwänzen des Turnens, unverschämt freches Rauchen auf der Straße sowie die Tatsache, dass er Herrn Dr. Rieck, als dieser sich in der Konferenz mausig machen wollte, mit der gebührenden Grobheit abgefertigt hätte.

Der Festschrift zum hundertjährigen Bestehen des Gymnasiums Carolinum entnehmen wir auch eine Aufzählung der damals gebräuchlichen Schulstrafen. Im landesherrlichen Reglement von 14. April 1820 hatte der Großherzog für diese Schule folgende Maßnahmen vorgesehen:

Bei Unfleiß und Nachlässigkeit Entziehung der Freistunden, Nachsitzen usw., im übrigen in der Abstufung a) mündliche Erinnerung (Ermahnung) im Augenblick des Vergehens, b) Privaterinnerung auf dem Zimmer des Lehrers, c) körperliche Strafe im Augenblick des Vergehens bei ungebührlichem Betragen, wenn Ermahnungen fruchtlos geblieben sind, e) Vorladung vor die Konferenz, f) nachdrückliche Erinnerung des Direktors vor sämtlichen Klassen, g) Karzerstrafe (diese wird nur nach Konferenzbeschluß) verhängt, h) Relegation (Entfernung von der Schule), wobei dem Kuratorium die Entscheidung zusteht.

Der Verfasser der Festschrift, Prof. Dr. Rieck, schreibt unter anderem dazu: „Trotz dieser gesetzlichen Anordnungen ... kamen in der Folgezeit auch Fälle von Widergesetzlichkeiten gegen Lehrer vor; es wurde eine Menge von Diebereien, die förmlich organisiert waren, entdeckt; ein Einwohner der Stadt wurde von einer Rotte von Schülern auf rohe Weise gemißhandelt; ein großer Teil der Schüler drängte sich überall in öffentliche Gesellschaften ein und zeichnete sich durch brutale Unmanier und vorlauten, anmaßen-

den Ton aus; es wurden häufig Trinkgelage gehalten, die Wirtshäuser oft besucht und darunter auch solche, deren Besuch für junge Leut durchaus unangemessen erscheinen mußte". Wie die Festschrift weiter berichtet, wurden für zahlreiche Verfehlungen, die Schüler des Carolinums begangen hatten, mehrstündige Karzerstrafen verhängt. Ihre Dauer reichte von einigen Stunden über mehrere Tage (einschließlich der Nächte) und in einigen Fällen sogar bis zu einem Freiheitsentzug von einer Woche.

Eine dieser in den Augen der Schule nur durch den Karzer zu ahnenden „Untaten" hatten mehrere Schüler in den Weihnachtstagen 1899 gemeinsam begangen. Vier von ihnen wurden bei der „Anputzung eines Weihnachtsbaums bei dem Gastwirt Johannes Hogemann, Spelunkenkneipe, Mühlenstraße 11" von der Polizei erwischt, zur Wache gebracht, befragt ob sie dort öfters hingingen und anschließend der Schule übergeben. Die Lehrerkonferenz bestrafte drei von ihnen, weil Schüler dieses Lokal nicht besuchen durften, mit je 24 Stunden Karzer. Gegen einen der Schüler war neben der Karzerstrafe das Consilium abeundi ausgesprochen worden, also der Ratschlag, das Carolinum zu verlassen. Vermutlich war er schon vorher aufgefallen. Der Obersekundaner Erich Hamann bemerkte im Karzerbuch ergänzend dazu: „Walter Krause (also der vierte Beteiligte) konnte den Kahn nicht besuchen, da er es vorzog, die Schule zu verlassen".

Aus heutiger Sicht waren die damals üblichen Strafen oft unverhältnismäßig. Davon abgesehen ist aber bemerkenswert, dass sich einige bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Und anders als damals besteht die Möglichkeit, von der Schule verhängte Maßnahmen, soweit sie Verwaltungsakte sind, durch ein unabhängiges Gericht (Verwaltungsgericht) auf ihre Rechtmäßigkeit hin überprüfen zu lassen. Über die Handhabung des Rechts um 1900 am Gymnasium Carolinum informiert uns Peter Brunswig wie folgt:

„Es gab nämlich in Neustrelitz Schulgesetze, wie es überall welche gibt. Nur waren sie eigenartig, wie so manches in Neustrelitz. Sie waren nicht gedruckt und man konnte auch keine Abschrift davon erhalten, sondern sie wurden mündlich bekannt gemacht. Das war sehr bequem für die Lehrer, denn wenn sie einen Schüler bestrafen wollten, so erklärten sie einfach, was er getan habe, verstoße gegen die Schulgesetze ... Und die eigentümliche Behandlung der Schulgesetze hatte einen Vorzug, sie verschaffte uns einmal im Jahr einen großen Spaß. Das war ganz am Anfang des Schuljahres, kurz nach Ostern: die Vorlesung der Schulgesetze durch den Direktor, Oberschulrat Friedrich Wilhelm Schmidt. Die Vorlesung fand im Anschluß an die tägliche Morgenandacht statt, und wir freuten uns schon darauf. Erstens fiel die erste Unterrichtsstunde aus, und zweitens wirkt die ganze Vorlesung sehr erheiternd. Der alte Schulrat Schmidt mit seinem weißen Maurerbart, seinem schwarzen Käppi auf dem Kopf und seinem sächsisch-thüringischen Dialekt, las die Gesetze nicht einfach vor, sondern erläuterte sie an Fällen, die kürzlich vorgekommen waren. Dabei geriet er dann in solchen Zorn, daß er schalt und wetterte, als ob der arme Sünder noch leibhaftig vor ihm stehe ... In ganz schweren Fällen wurde die Anwendung der schärfsten Strafen, Durchprügeln bei den kleineren, Karzerstrafe bei den größeren Schülern, nicht für ausreichend gehalten, sondern es kam die Bekanntgabe der Strafe vor allen Schülern im Saal (Aula) morgens nach der Andacht hinzu. Bei einem solchen Anlaß war uns doch sehr feierlich zu Mute, die Sache hatte etwas von öffentlicher Hinrichtung. Der oder die armen Sünder saßen vor dem früher schon beschriebenen runden Katheder, allen Augen sichtbar, auf einem Armesünderbänkchen, und Oberschulrat Schmidt donnerte sie und uns alle an."

Das Karzerbuch gehört als seltenes historisches Zeugnis in sichere Verwahrung, damit es nicht nach so vielen Jahren noch verloren geht. Es ist leider nicht vollständig, weil nicht alle Insassen sich eingetragen haben und einzelne Seiten herausgetrennt wurden, wie abschließend die folgenden Verse zeigen:

„Dies herrliche Verordnungsblatt
Das einz'ge, das der Karzer hat,
Von Euch wird garnicht respektiert,
Ihr geht damit um ganz ungeniert.
Daher erst vor kurzer Zeit
Hat es bekommen ein neues Kleid,
Herr Hillmann, der Buchbindermeister,
Hat fast 'nen ganzen Topf voll Kleister,
Gebraucht zu heilen seine Schäden,
Doch woll'n wir davon nicht weiterreden.
Ich frag' ad hoc nur noch das eine:
Ich find's höchst ruppig und gemein,
Herauszureißen immer Blätter,
Das Buch wird dadurch zwar nicht fetter.
Vielmehr wird es dadurch stets dünner,
Daher ich bitt' Euch, lieben Kinner,
Reißt keine Blätter mehr heraus,
Sonst ist die Luft bald gänzlich raus.

Nun kommen wir zur zweiten Sache,
Die heut' ich bringen will zur Sprache.
Die Unsitt' hat sich eingestellt,
Daß es nicht jedem mehr gefällt,
Der auf dem Karzer muß sich plagen,
Den Namen hierdrin einzutragen.
Ich bitt' Euch, lieben Kinderlein,
Schreibt stets doch Eure Namen ein,
Damit noch And're können lesen,
Daß ihr seid auf dem Kahn gewesen."

Die Altschülerschaft schuldet Herrn Dr. Rust aus Lübeck großen Dank, aus dessen Besitz das Karzerbuch stammt. In seine Hände kam es 1976 nach dem Tode seine Vaters, der 92 Jahre alt wurde, und der seinerseits das Karzerbuch von seinem Mitschüler Walter Rieck erhalten hatte, einem Sohn des Professors Karl Rieck, der seit 1876 am Carolinum unterrichtete und der die wiederholt erwähnte „Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier am 10. Oktober 1906" verfasst hat. Ein Vorfahr der in Neustrelitz sehr bekannten Familie Rust, der Geheime Kommerzienrat Rust, war einer der wenigen Duzfreunde Heinrich Schliemanns.

Ich möchte diese kleine Betrachtung über das Karzerbuch und seine Zeit mit den Worten beschließen, die auf seiner letzten Seite stehen:

„Gymnasium Carolinum, quod Neo-Stelitziensi est, vivat, crescat, floreat in omnia saecula saeculorum" (frei übersetzt: Das Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz möge in allen Zeiten leben, wachsen und blühen), ein Wunsch, dem ich mich gerne anschließe.

Carl-Friedrich Vahrenkamp

Ein Mecklenburger – Polizeipräsident von Bombay

Hans-Joachim Rehmer

Beim Blättern in alten Zeitungen fiel mir eine Notiz über einen Mecklenburger auf, der als Polizeipräsident der indischen Hafenstadt Bombay Ende des vergangenen Jahrhunderts erfolgreich das Verbrechen bekämpfte und von der britisch-indischen Regierung mit hohen Orden geehrt wurde. Dies machte mich neugierig, mehr über meinen Landsmann zu erfahren, der in der Stadt gewirkt hatte, in der ich selber vor drei Jahrzehnten mehrere Jahre gelebt und gearbeitet habe.

Die Geschichte der Bombayer Polizei sowie Berichte in alten Ausgaben der Londoner Times ermöglichen es, nunmehr ein ausführlicheres Portrait von Robert Hampe Vincent, dem Bombayer Polizeipräsidenten aus Mecklenburg, zu zeichnen.

Mr. R. H. Vincent

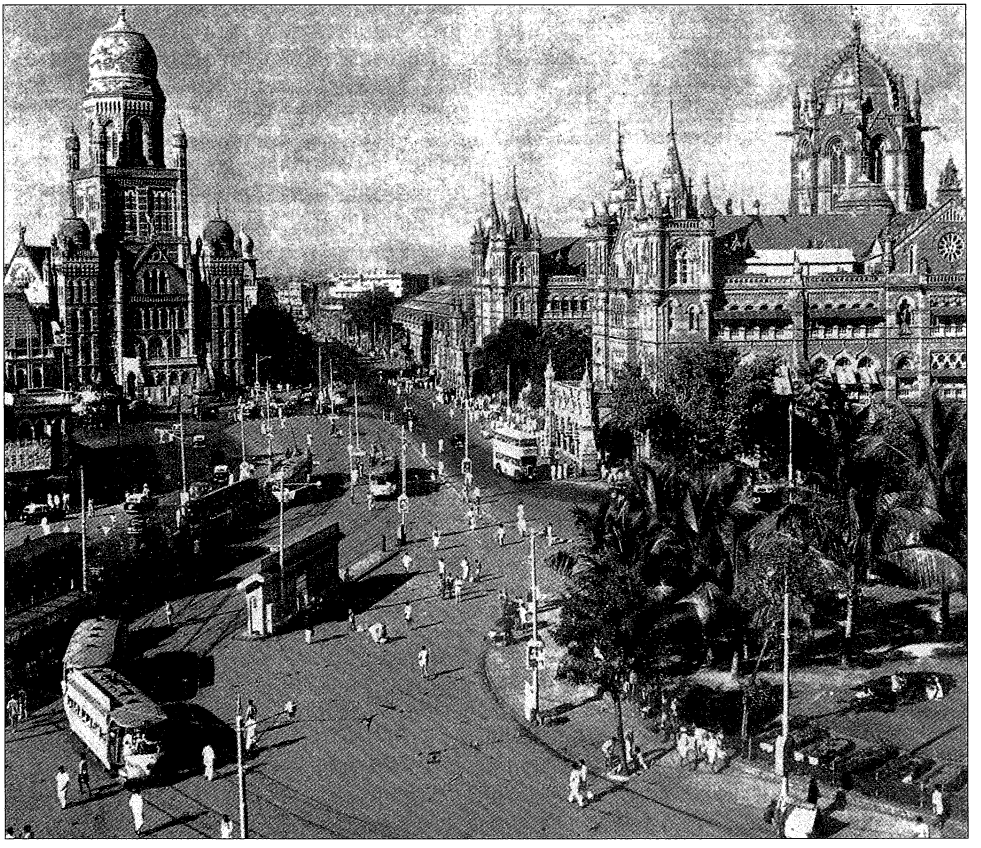
Robert Vincent wird am 28. Februar 1841 als Sohn eines Bauern in der Nähe von Teterow, im Großherzogtum Mecklenburg - Schwerin, geboren. Sein Vater muß den Bauernhof bald darauf verkaufen und Vincent, der einige Jahre die Schule besucht hatte, geht nach Magdeburg, wo er eine Anstellung als Kaufmannslehrling findet. Aber schon nach sechs Monaten hält es ihn nicht mehr länger in dem engen Laden und er begibt sich auf Wanderschaft nach Italien. Hier kommt er in Kontakt mit der Bewegung zur Schaffung eines einheitlichen Italien. Es dauert nicht lange und Robert Vincent bietet dem Führer dieser Bewegung, Guiseppe Garibaldi, seine Dienste an. Als Mitglied von Garibaldis Freischaren kämpft er gegen französische und päpstliche Truppen. Am 11. November 1867 wird Vincent schwer verwundet und gerät in Gefangenschaft. Wieder frei läßt er sich auf einem Schiff nach England anheuern. Hier geht er bald als Matrose an Bord eines Transporters, der britische Soldaten in die Kronkolonie Indien bringt.

In Bombay angekommen gibt Vincent seinen Dienst als Matrose auf und entscheidet sich, in dem für ihn völlig fremden Land zu bleiben und eine Tätigkeit aufzunehmen. Da er jedoch über keinerlei finanzielle Mittel verfügt und auch keine Beziehungen zur britischen Kolonialverwaltung hat, erweist sich letzteres als außergewöhnlich schwierig. Vincent ist aber so fasziniert von Indien und seinen Menschen, daß er beschließt zu bleiben, auch wenn es ihm nicht leicht gemacht wird. Zu Fuß wandert er durch Indien. Endlich gelingt es ihm, beim Militär als Soldat angenommen zu werden. Sieben Jahre dient er in der britisch-indischen Armee. Hier erweist es sich, daß Vincent ausgesprochen sprachbegabt ist. In wenigen Jahren lernt er mehrere indische Sprachen und Dialekte. Er benutzt auch jede sich bietende Gelegenheit, seine Kenntnisse des Französischen und Italienischen zu vervollkommnen.

Seinen britischen Vorgesetzten fällt der Mecklenburger vor allem durch seine große Wißbegierde und Zielstrebigkeit auf. Diese Fähigkeiten wie auch seine guten Sprachkenntnisse führen dazu, daß man ihm anbietet, in den Polizeidienst einzutreten. Als Polizeioffizier in Bombay macht Vincent eine für einen Ausländer außergewöhnliche Karriere. Immer wieder sind es vor allem seine hervorragenden Sprachkenntnisse und menschlichen Qualitäten, die ihn für polizeiliche Vernehmungen und Voruntersuchungen unentbehrlich werden lassen. Er wird rasch befördert und steigt auf der Karriereleiter im Polizeidienst immer höher. Nach nur wenigen Dienstjahren übernimmt Robert Vincent am 8. April 1893 die Leitung der größten Polizeieinheit in Britisch-Indien und wird zum Polizeipräsidenten der Hafenstadt Bombay ernannt.

Zu seinen vorrangigen Aufgaben gehört es, die Effektivität und Schlagkraft der Bombayer Polizei rasch zu verbessern, um das Verbrechen in der Stadt besser bekämpfen zu können. Vincent schlägt eine völlige Reorganisation der Polizei vor, was ihm von der Regierung des Staates Bombay bald genehmigt wird. Er stellt nun neue Mitarbeiter ein und erhöht vor allem die Zahl der Hafenpolizei. Bald unterstehen ihm mehr als 2 500 Polizisten, Inder und Engländer.

Er führt auch neue Methoden in die Polizeiarbeit ein, so ein System zur Abnahme der Fingerlinien zur Identifizierung von Personen.



Bori Bunder, Bombay

Robert Vincent wird während seiner sechsjährigen Amtszeit als Polizeipräsident in Bombay wiederholt mit außergewöhnlichen Herausforderungen konfrontiert. Im Herbst 1893 kommt es zwischen Hindus und Muslims in Bombay zu militanten Auseinandersetzungen. Das Ergebnis sind mehr als 100 Tote und etwa 800 Verwundete auf beiden Seiten. Die Polizeikräfte sind nicht mehr in der Lage, die blutigen Streitigkeiten zu beenden. Nur nachdem der Polizeipräsident von der Armee Einheiten anfordert, gelingt es mit deren Hilfe, noch größere Schäden zu vermeiden.

Nicht weniger kompliziert werden die Aufgaben der Polizei, als 1896 in der Stadt eine Choleraepidemie ausbricht. Mehr als 400 000 Bombayer verlassen panikartig die Stadt und ihre Häuser. Damit sind Einbrechern und Dieben Tür und Tor geöffnet. Die Polizei muß sowohl die Ordnung in der Stadt unter schwierigsten Bedingungen gewährleisten als auch das Eigentum der geflüchteten Bürger sichern. Nur mit enormen Kraftanstrengungen gelingt es, das Ausmaß der Epidemie in Grenzen zu halten.

Als Robert Vincent am 9. Januar 1899 in Pension geht, wird ihm von der britisch-indischen Regierung ausdrücklich bestätigt, daß die Bombayer Polizei unter seiner Führung wichtige Ergebnisse im Kampf gegen die kriminellen Elemente erreichen konnte. Zugleich habe die Polizei wiederholt ein hohes Maß an Pflichtgefühl unter außergewöhnlich komplizierten Bedingungen gezeigt.

Nach seiner Pensionierung bleibt Robert Vincent zunächst in der indischen Hafenstadt, die ihm so sehr ans Herz gewachsen ist. Als man ihn bittet, das Amt des Stadtverordnetenvorstehers zu übernehmen, zögert er nicht und setzt sich auch in dieser Aufgabe für die Belange der Bürger von Bombay ein. Gleichzeitig übernimmt er den ehrenamtlichen Auftrag, das Polizeisystem in Ägypten zu reorganisieren.

Als eine neue Choleraepedemie in Bombay bedenklich große Ausmaße annimmt, ist es Vincent, der eine grundlegende Verbesserung der hygienischen Situation der Ärmsten in der Stadt fordert und den Behörden entsprechende Maßnahmen unterbreitet. Seine Vorschläge werden jedoch abgelehnt. Vincent ist darüber so sehr verbittert, daß er dies zum Anlaß nimmt, alle seine Ämter niederzulegen. Er kündigt an, Indien für immer verlassen zu wollen.

Die britisch-indische Regierung stellt ihm einen Salonwagen zur Verfügung, mit dem er und seine Frau eine Reise durch ganz Indien unternehmen, bevor sie nach Europa abreisen.

Robert Vincent verbringt seinen Lebensabend in Wiesbaden und stirbt am 12. Oktober 1914 in Lugano.

Gegenüber Freunden soll er wiederholt geäußert haben, daß er gerne nach Mecklenburg zurückgekehrt wäre, um in der Nähe von Fürstenberg sein Leben zu beschließen. Aufgrund verschiedener Umstände war ihm dies nicht mehr vergönnt.

Übrigens sind seine drei in Indien geborenen Söhne dort zurückgeblieben und haben hohe Posten in der britisch-indischen Armee innegehabt.

Erinnerungen aus dem Krieg 1944–45

Friedrich von Huene (1994)

Letztes Jahr, 1993, erzählte mein Freund Dr. Arthur Pier seine Kriegserlebnisse im Pazifik. Das gab mir die Idee, meine eigenen niederzuschreiben.

Im März 1994 las ich davon eine kürzere Version im Brookline Thursday Club vor, die ich „Verirrte Hunde und verlorene Schafe" nannte.

Einleitung

Ich war der Älteste von sechs Kindern und wir lebten auf einem kleinen Gutshof, Blumenhagen, bei Neustrelitz, ca. 100 Kilometer nördlich von Berlin. Unsere Gegend gehörte zum Herzogtum von Mecklenburg-Strelitz. Die Felder, ein Wald und der See umfassten ca. 120 Hektar. Der Hof hatte drei Ställe, eine schöne, alte Scheune, eine Schmiede und ein Gewächshaus. Etwas abseits vom Haus war das Dorf mit vier kleineren Wohnhäusern für die Landarbeiter. Zu jedem dieser Häuser gehörte noch ein kleiner Stall. In unserem Hof hielten wir etwa 20 Kühe, 10 Schweine, 30 Hühner und 5 Pferde. Manchmal hatten wir 10 Gänse und dann etwa 10 Puten mit einem Truthahn. Im Sommer zog ein Paar Störche seine Jungen in einem Nest auf dem Dach des großen Pferdestalls auf. Zum Inventar des Hofes zählten drei „Leiterwagen" und ein größerer mit Gummireifen, den wir den „Gummiwagen" nannten. Der Schmied arbeitete mit einem Traktor; ein Einzylinder Diesel mit ca. 10 PS, der Bulldog genannt wurde. Dieser Traktor diente auch als Antriebsmaschine, indem man einen breiten Riemen um das Schwungrad legte, und damit eine kleine Getreidemühle und zur Erntezeit sogar eine Dreschmaschine betreiben konnte. Die Dreschmaschine wurde gemietet. Wir hatten keinen Strom, aber ein Telefon und ein mit Batterie betriebenes Radio. Die Batterie konnte in der Stadt aufgeladen werden.

Unsere Familie lebte mit Besuchern und Küchenmädchen zusammen in einem Haus mit sieben Schlafzimmern, einem Eßzimmer, einem Wohnzimmer, einer Bibliothek, einem kleinen Studierzimmer, einer Dienstbotenkammer und einer großen Küche, zu der zwei kleine Speisekammern gehörten.

Die Landarbeiter wohnten im „Dorf", etwas abseits vom Hof in drei Häusern. Sie hielten gewöhnlich eine Kuh und Hühner, manchmal ein Schwein.

Die Schule für mich und meinen Bruder Maik war in der Stadt Neustrelitz, die ungefähr sieben Kilometer entfernt lag. Die Schule für die Dorfkinder war in dem großen Nachbargut Weisdin hinter der hübschen alten Dorfkirche.

Mein Vater war ein Baltendeutscher, in St. Petersburg geboren, und liebte seine livländische Heimat. 1919 musste seine Familie vor den Bolschewiken fliehen. Livland wurde dann Lettland. Er gab sich mit der Landwirtschaft in Blumenhagen Mühe, aber seine Begabungen lagen auf anderen Gebieten.

Als 1939 der Krieg begann, wurde er Leutnant in einem der besten Regimenter. Ein guter Freund war Alexis Roenne, der früh im russischen Feldzug verwundet wurde; mein Vater fiel im Juni 1941 bei Mogilew.

Wenn ich jetzt auf die Umstände und Ereignisse des Krieges zurückblicke, wird mir bewusst, was ich für ein ungewöhnliches Glück hatte, den vielen Gefahren, physischen und psychischen Verletzungen dieser turbulenten Zeit entkommen zu sein. Manchmal fühlte ich mich wie ein verlorenes Schaf oder wie ein verirrter Hund, aber es war einfach, meinen Weg wieder zu finden. Für meine Sicherheit und Richtung war zweifellos meine Mutter am wichtigsten. Sie wurde in Hartfort, CT, im Jahre 1903 geboren. 1928 traf sie meinen Vater in Paris.

Nachdem wir unseren Vater und später unsere Heimat verloren hatten, kamen wir im Sommer 1948 in die Vereinigten Staaten und ließen uns in Brunswick, Maine, nieder.

Die Leute auf der Straße fragten mich: „Woher kommen Sie?" Ich antwortete: „Deutschland." „Oh. Glauben Sie, dass Hitler tot ist?" Ich antwortete: „Ja! Sicherlich!" Dann kam die Frage: „Warum fangen die Deutschen all die Kriege an?" Darauf hatte ich keine Antwort.

Seitdem habe ich eine Menge über Deutschland, Europa und die USA nachgedacht, auch über die Unterschiede der Geschichte, der Geographie, der Menschen und über die Ursachen des Krieges. Jetzt aber zu meinen Erinnerungen:

Feindliche Flugzeuge

Am Muttertag im Jahre 1944, einem schönen sonnigen Sonntag, sahen wir plötzlich zwei P-51 Mustang-Flugzeuge und eine p-38 Lockheed Lightning (mit Doppelrumpf), die sehr niedrig über Blumenhagen in Richtung der Stadt weiter flogen. Wir hörten in der Ferne ihr Maschinengewehrfeuer, das etwa zwei Minuten dauerte, dann schien alles wieder ruhig zu sein.

Ich wunderte mich über den Zweck des Angriffs.

In der Nähe unseres Nachbarguts Weisdin stand eine Radarstation – ein lohnendes Ziel. Die Stadt Neustrelitz war eine Garnionsstadt, aber da gab es nichts Lohnendes zu beschießen. 20 km östlich von uns lag ein Militärflughafen, Trollenhagen, auf dem neue Flugzeuge ohne Propeller ausprobiert wurden. Manchmal sahen wir diese sehr schnell fliegen – wir nannten sie Düsenjäger. Aber Trollenhagen wurde nicht angegriffen.[1]

An einem wunderschönen Tag, vielleicht im Juni, sahen wir große Geschwader von viermotorigen Bombern in Richtung Berlin fliegen. Es war ein eindrucksvoller Anblick, besonders weil die Flugzeuge so ruhig und unangegriffen dahinflogen. In früheren Zeiten des Krieges hatte Göring gesagt, dass kein alliiertes Flugzeug jemals über Deutschland fliegen würde – oder sein Name wäre Meyer.

Hiddensee

Im Juli 1944 machten wir auf Hiddensee Urlaub, einer schönen Insel mit viel Sandstrand westlich von Rügen – mit meiner Mutter waren wir sechs Kinder, ein 15-jähriger Junge, Peter Heitmann, und zwei Tanten. Hiddensee war für uns eine Art Paradies.

Eines Abends hörten wir Radio (das Haus hatte Elektrizität, was Radio hören leichter machte als zu Hause).

Jeder war betroffen, als der Radiosprecher erwähnte, dass es einen Anschlag auf Hitlers Leben in seinem östlichen Quartier, der „Wolfsschanze", gegeben hatte. Eine Bombe war explodiert. Jeder war still. Die Erwachsenen sagten kaum etwas, trotz der dramati-

---

1) Meine Mutter schrieb mir folgendes auf Englisch. Hier ist meine Übersetzung: „Wir waren alle im Garten und fingen an, zum Haus zu rennen, aber die waren schon weg, bevor wir ankamen. Die Flugzeuge flogen weiter nach Neustrelitz und töteten ein Baby im Kinderwagen und eine Freundin der Mutter, aber nicht die Mutter. Diese gingen eine Landstraße entlang. Die Flugzeuge verwundeten auch einen Arbeiter in Neustrelitz, aber er überlebte. Diese Leute wurden zum Carolinenstift in Neustrelitz gebracht. Helma (Dr. Helma Kahnert) hat mir das erzählt. Aber ich erinnere mich an eine traurige Geschichte, die mir Bob Coffin, unser Nachbar in der Middlebay Road (in Brunswick, Maine) erzählte: Wie er bei einem Flug (über Deutschland) einen Bauern mit seinem Gespann das Feld pflügen sah. Bob versuchte ihn zu treffen, aber anscheinend hatte er ihn nicht getroffen. Als er wieder umdrehte, sah er, dass der Bauer immer noch pflügte. Dieses Mal traf er den Bauern und die Pferde tödlich. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass das ein Mensch war. Dann erzählte mir Bob, wie er Gift in ein Mäuseloch legte, um eine Maus zu töten. Als er am Abend allein saß, sah er 4–5 kleine Babymäuse (hungrig) aus dem Loch kriechen. Bob hob sie auf und versuchte, sie mit Kuhmilch zu ernähren, aber es war sinnlos und sie starben. Ich fragte ihn, was er getan hätte, wenn sie überlebt hätten? Dieses ist eine Geschichte, die das menschliche Herz trifft."

schen Neuigkeiten. Der Gedanke, dass jemand einen solchen Angriff gewagt hatte, wunderte mich. Was mochte der Grund dafür sein?

Am nächsten Tag wurde verkündet, dass Hitler am Leben sei. Als ich die Namen der Männer hörte, die darin verwickelt waren, war ich erstaunt, dass sie gut klangen. Keiner der Erwachsenen äußerte aber irgendwelche Gefühle, an die ich mich erinnern kann.

Swinemünde

Jemand meinte, wenn der Krieg noch länger dauern würde, dass ich zum Militärdienst einberufen werden könnte. Um zu vermeiden, zur Armee oder Waffen-SS eingezogen zu werden, beschloss ich, mich bei der Marine zu bewerben. Mein Onkel Walter, der mit seiner Familie bei uns lebte, um den Bomben in Münster in Westfalen zu entkommen, schaute sich meinen Bewerbebrief an und war entsetzt. Er war Professor für Griechisch und Latein, setzte sich zu mir und half, den Brief so zu formulieren, bis er seinen hohen Ansprüchen genügte.

Meine Mutter meinte, dass ein so fein gedrechselter Brief wohl nicht nötig sei. Das Ergebnis aber war eine Einladung nach Swinemünde. Dort, an der Odermündung, lag ein deutscher Marinehafen.

Ich kam mit dem Zug an und traf ca. 20 andere junge Bewerber in einem stattlichen Bürgerhaus. Am Spätnachmittag ging ich alleine zum Wasser und bummelte den Strand entlang. Bei Sonnenuntergang sah ich eine unglaublich große Rakete ziemlich langsam aufsteigen und in den Wolken verschwinden. Als ich zu dem alten Haus zurückkehrte, waren die anderen Jungen ausgeflogen. Nach ihrer Rückkehr scheute ich mich, ihnen von der Rakete zu erzählen.

Am nächsten Tag besichtigten wir eine Küstenbatterie, die mit Radargeräten ausgerüstet war. Ferne Objekte aus Metall erschienen auf einem Oszilloskop als hervorstechende Linien. Das war faszinierend. Wir machten eine schöne Fahrt auf einem Minensucher, der wie ein Fischkutter aussah, wir besichtigten einen schweren Panzerkreuzer und einen Zerstörer. Wir sahen auch U-Boote, aber haben diese nicht besichtigt.

Zurück auf dem Festland wurden wir sportlich geprüft und dann einzeln von zwei Offizieren ausgefragt. Ein Marine- und ein Luftwaffenoffizier wollten, dass ich erkläre, worin der Unterschied zwischen einem Benzin- und einem Dieselmotor bestehe. Niemand in der Schule hatte mich das gelehrt. Unser Auto mit benzinbetriebenem Motor war schon vor langer Zeit beschlagnahmt worden. Wir hatten auch einen Einzylinder-Traktor, aber ich wusste nicht, dass dieser ein Diesel war. Die Offiziere fragten mich auch, warum ich zur Marine wolle; ich erzählte ihnen, dass ich gerne Schiffsmodelle baute, Graf Luckners „Seeteufel" gelesen und schon immer Schiffe, vor allem die mit Kanonen, bewundert hatte.

Die abschließende Frage der Offiziere war: „Glauben Sie, dass man jemals zum Mond fliegen wird?"

Weil ich gerade am Tag vorher die große Rakete gesehen hatte, sagte ich: „Warum nicht." Aber ich erwähnte die Rakete nicht. Etwas amüsiert antwortete einer von ihnen: „Sie sind ein Fantast."

Der Luftwaffenoffizier sagte, dass der Krieg wohl bald vorüber sei und ich wohl nicht eingezogen würde. Das gab mir die Idee, dass Deutschland den Krieg verlieren könnte. So zu denken, war aber riskant. Die Offiziere erklärten, dass sie mich nicht als Offiziersanwärter, sondern als normalen Seemann annehmen könnten. Das war mir auch recht und ich erhielt ein kleines Papier als Beweis der Annahme.

Neu Brandenburg

Vielleicht im Oktober 1944 wurden ca. 20 Jungen aus meiner Klasse nach Neu Brandenburg befohlen. Wir kamen am Nachmittag bei einer grünen Holzbaracke an und wur-

den bald von einem Feldwebel befehligt. Wir mussten zu einem Waldrand hin- und zurückrennen und auch in Formation marschieren.

Der Ton war unfreundlich. Mit dieser Übung beabsichtigte er wahrscheinlich, uns gefügig zu machen. Dieser Feldwebel beschrieb uns den Gebrauch von einer Panzerfaust und erzählte etwas von seinen Kriegserlebnissen. Einige von uns haben ihn vielleicht als Kriegsheld betrachtet, aber er trug keine Orden.

Nach einer Weile wurde befohlen, uns im Flur der Baracke der Größe nach aufzustellen. Dann hielt der „Bannführer", ein Höherer in der Hitlerjugend, eine Rede.

Das Wichtigste der Rede war, dass „Der Führer" befohlen hatte, alle Jungen in unserem Alter sollten der Waffen-SS beitreten. Dann fragte er: „Wer meldet sich freiwillig?" Der Widerspruch von Hitlers „Befehl" und der Frage nach „Freiwilligen" fiel mir sofort auf.

Keiner rührte sich, niemand meldete sich freiwillig. Im Rückblick finde ich das überraschend. Es hieß, dass die SS besseres Essen hätte und besser bezahlen würde. Der Bannführer hatte noch einen anderen Hitlerjugendführer als Gehilfe bei sich.

Weil ich der längste und vorderste Nicht-Freiwillige war, wurde ich von diesem aufgefordert, in das Bürozimmer zu kommen. Sie fragten mich, warum ich mich nicht freiwillig gemeldet hätte. Ich sagte ihnen, dass ich mich bereits freiwillig bei der Marine gemeldet hätte, dass ich Schiffe und die See liebe, und dass ich der Auffassung sei, meinem Vaterland am besten bei der Marine dienen zu können.

Sie meinten jedoch, dass ich ihnen meinen Annahmezettel ruhig übergeben könnte und sie würden dann alles in Ordnung bringen. Ich willigte aber nicht ein.

Die Männer baten dann die zwei nächstgrößten Jungen in das Büro, wohl in der Hoffnung, dass diese überredet werden könnten und dass ich mich dann ihnen anschließen würde. Aber die zwei Jungen sagten nichts. Wir kamen wieder im Flur zusammen, und ich bemerkte, dass zwei recht kurze Buben, auf die eingesprochen worden war, sich tatsächlich freiwilllig meldeten. Der Gehilfe des Bannführers lobte sie für ihren Entschluss, wünschte jedoch, dass sie noch ein bisschen wachsen würden.

Andere Jungen, als sie gefragt wurden, warum sie sich nicht freiwillig melden wollten, grinsten nur und sagten nichts. Ich wünschte mir jetzt, eine ähnliche Reaktion gezeigt zu haben, weil ich später, während wir uns für die Nacht fertig machten, von dem Feldwebel vor den anderen Jungen ausgeschimpft wurde.

Ich erinnere mich nicht mehr an den Wortlaut, aber der Inhalt war unmissverständlich: Ich war ein „Schweinehund".

In einem Haus mit Frauen und Kindern aufgewachsen, hatte ich niemals zuvor eine solche Behandlung erfahren; ich verlor meine Beherrschung und weinte.

Ich frage mich jetzt, was die anderen Jungen während dieser Szene fühlten. Keiner sagte jedoch etwas. Am nächsten Tag fuhren wir alle heim.

Am Wochenende darauf wurde eine andere Gruppe von Jungen unserer Schule in das gleiche Lager bestellt. Vielleicht erhielten sie eine bessere Behandlung. Wolfgang Gottschalk, ein sehr musikalischer Klassenkamerad, meldete sich jedenfalls freiwillig. Aber später protestierte sein Vater dagegen, und es gelang ihm, den Schritt rückgängig zu machen, weil der Junge noch unmündig war. Der Vater war Gerichtsvollstrecker in Woldeck.

Wahrscheinlich hat sich damals mein Klassenkamerad Rolf Hartwig gemeldet; er wurde im nächsten April in ein Militärlager zur Ausbildung geschickt.

Mein Freund Alexander von Jacobs sagte, dass der Bannführer einen degenerierten „Adligen" der vorigen Woche erwähnte. Ich fragte Alexander, was degeneriert bedeute. Alexander sagte, ich solle mir darüber keine Gedanken machen, es sei für mich nicht zutreffend.

Dies muss auch die Zeit gewesen sein, in der ich Fritz Schlief zum letzten Mal sah. Er war der älteste von den acht Kindern unseres Schmieds in Blumenhagen. Fritz erzählte mir, dass er eine gute Ausbildung in Metallarbeiten bekommen hatte. Er zeigte mir ein feines Modellflugzeug aus Aluminium und erwähnte, er würde in die Waffen-SS eintreten. Fritz war fünf Monate älter als ich – damals also 16 Jahre alt.

In diesem Jahr hatten wir einige Schießübungen. Wir kamen zu dem Militär-Schießstand in der Nähe von Neustrelitz und schossen sogar mit einem Maschinengewehr auf ein Ziel – fünf einzelne Schüsse und dann drei automatische. Ich kannte den Tesching von meinem Vater gut, aber diese Waffe war ungewohnt, schwer, und dreimal so laut und furchterregend. Meine Schüsse waren nicht gut. Mit dem Tesching konnte ich eine Krähe oder eine Ente aus 100 Meter Entfernung treffen.

Gegen Ende des Krieges mussten alle Schuljungen Gräben ausheben. Diese waren überraschend groß, 3 Meter tief und 7,2 Meter breit, offensichtlich schon von einigen erfahrenen und kräftigeren Männern als Abwehr für Panzer vorgegraben.

Im Winter 1944–45 fiel oft die Schule aus, und wir sahen viele Flüchtlinge aus dem Osten kommen. So fragten wir, was die Zukunft uns bringen würde.

An einem bewölkten Tag hörten wir einen Kampf zwischen zwei oder drei Flugzeugen. Wir konnten aber nichts sehen. Am Ende kam ein Fallschirm mit einem deutschen Pilot herunter. Er hatte Glück gehabt.

Etwas später wurde ein Nachtfliegerpilot mit Ritterkreuz in unserer Schule geehrt. Er erzählt uns von seinen Erlebnissen; er war für uns ein Held. Ungefähr einen Monat später erfuhren wir, dass er im Luftkampf umgekommen war.

Schwerin

Ende April erhielt ich den Befehl, mich in einem Wehrertüchtigungslager bei Flensburg an der dänischen Grenze zu melden; ich würde dort drei Wochen lang eine Ausbildung bekommen. Unterwegs sollte ich mich aber erst in einem Büro in Schwerin melden. Im Zug reisten auch andere Jungen mit dem selben Ziel. Einer der Jungen zeigte dänische Kronen. Offensichtlich hatte er praktische Eltern. Ich hatte etwas Reiseproviant, vielleicht 10 Mark und eine Zahnbürste. Ein Rasierapparat war noch nicht nötig.

Ich kam in Schwerin mit sieben oder acht Jungen an und wir fanden bald das Büro. Ein Mann kam aus einem Zimmer und verkündete, dass das Lager bei Flensburg aufgelöst sei. Er schien unsicher, wohin er uns jetzt schicken sollte und bat uns, einzeln vorzutreten, Namen und Anschrift zu geben. Zwei Jungen traten pflichtbewusst nach vorne, aber zwei neben mir zögerten wie auch ich.

Ein Junge flüsterte, dass es besser wäre, den nächsten Zug nach Hause zu nehmen, bevor wir unsere Namen hergeben und in irgendein Lager geschickt würden. Das erschien uns eine gute Idee und wir schlichen uns davon.

Irgendwie waren wir uns bewusst, dass die Alliierten sich Hamburg näherten, das weniger als 150 km nordwestlich lag. Wir konnten aus dieser Richtung Kanonendonner hören. Der Krieg ging langsam zu Ende und es war nicht ratsam, von zu Hause weg zu sein.

Am Bahnhof fanden wir keinen Zug, der an diesem Tag zurückfuhr. Wir kannten kein Hotel und wollten auch nicht gesehen werden, wir mussten aber irgendwo die Nacht verbringen. In der Nähe von Militärkasernen war ein großer Platz und in der Mitte ein Dach mit Heuballen darunter. Ich sah, dass wir aus den Heuballen ein Art von Iglu bauen und darin schlafen könnten. Dieses wurde auch schnell gemacht. Zum Abendessen hatten wir zwar einige Brote, aber nichts zu trinken. Ein Soldat am Eingang zu den Kasernen gab uns etwas Ersatzkaffee. Wir drei verbrachten in dem Iglu eine etwas juckende, aber warme Nacht und am nächsten Morgen nahmen wir den ersten Zug nach Hause. Das war der 22. April.

Fluchtvorbereitungen

Meine Mutter hatte schon früh beschlossen, mit den Pferden und dem Gummiwagen in den Westen zu fliehen, um den vorrückenden russischen Truppen zu entgehen. Um den 24. April erhielt ich den Befehl, mich beim Volkssturm zu melden. Dieser war eine Zusammenstellung von alten Männern und jungen Buben. Ich ignorierte den Befehl, weil ich meinte, dass die Organisation wahrscheinlich nicht nach mir suchen würde. Die Situation hier war nicht mehr in Ordnung wie auch vorher in Schwerin.

Seit Februar war unser Hof von Flüchtlingen aus Polen und Pommern überrannt. Die Ställe und Gebäude waren voll mit Leuten. Viele blieben nur eine Nacht und setzten dann ihren Weg nach Westen fort.

Wir hatten auch Verwandte und Bekannte, die in unserem Haus lebten, meistens Bombenflüchtlinge aus den größeren Städten. Sie verließen uns aber, sobald die Möglichkeit erkannt wurde, dass die Russen auch zu uns vordringen würden.

Unser Dorf war auch zu einem Lagerplatz für SS-Soldaten aus Lettland geworden. Am Abend konnten wir sie ihre Nationalhymne singen hören und auch ein Lied, das so ähnlich klang wie „Eine Feste Burg ist unser Gott". Ich erinnere mich nicht, dass sie die Nazihymne „Die Fahne hoch" gesungen haben. Der befehlshabende Offizier war aber kein Lette und meine Mutter machte sich Sorgen, dass er unsere Flucht verhindern könnte.

Die Flucht wurde deshalb heimlich und sorgfältig vorbereitet. Der Wagen wurde mit zwei großen Perserteppichen überdeckt und die Hinterseite durch zwei kleine vor dem Wind geschützt. Essen für die Menschen (Kartoffeln und Schweinefett), Hafer für die Pferde wurde verstaut, auch Bettzeug, einige wertvolle Bücher, das Familiensilber, Familienporträts und jedes von uns Kindern durfte ein Lieblingsspielzeug wählen. Ich nahm einen Handbohrer mit; ich liebte Werkzeug und dieser Bohrer war für mich wichtig. Ich benutze ihn immer noch. Meine älteste Schwester nahm ihren Teddybär mit und meine jüngste Schwester ihre weiche lila Wolldecke, die sie warm hielt.

Wir nahmen auch unseren Terrier Pucki mit. Alle, die Rad fahren konnten, wurden mit einem Fahrrad ausgestattet – Tante Helma hatte für gute Reifen gesorgt und beste Beziehungen zum Fahrradhändler gepflegt.

Fertig für die Flucht

Ich glaube, es war am 25. April, als meine Mutter den Bürgermeister in Blumenholtz fragte, ob wir fliehen dürften. Er sagte, dass es offiziell nicht erlaubt sei, aber bemerkte, dass er uns nicht aufhalten könnte, wenn er uns nicht sehen würde.

Am 26. April hörten wir im Radio, dass sich die russischen Truppen Berlin und der Oder näherten. Meine Mutter hörte sicherlich auch heimlich BBC. Die meisten Menschen hingen aber von Gerüchten ab. Die offiziellen Meldungen waren so mit Propaganda durchsetzt, dass man ihnen keinen Glauben schenken konnte. Ich erinnere mich an einen Witz über Goebbels, den Propagandaminister, den ich später erzählen werde.

Es wurde beschlossen, am nächsten Tag zu fliehen.

Am Morgen des 27. April versammelten wir uns und lasen den 23. Psalm. Es war ein wunderschöner Tag. Ich hielt es für verfrüht zu fliehen, weil wir keinen Gefechtslärm hörten und das Land so friedlich erschien.

Mit uns kamen die Weymarns – Tante Ilse mit ihrer Schwester, Tante Mimi, ihre zwei Kinder, Peter und Dodo. Sie waren aus Polen gerade noch rechtzeitig geflohen. Ihr Wagen trug die Aufschrift „Großseeberg". Die Aufschrift war wichtig, denn wenn uns jemand stoppen sollte, konnten wir sagen, dass wir ein Teil ihrer Begleitung seien. Tante Ilses Mann war ein Soldat und hatte ihr guten Rat gegeben. Um diese Zeit dürfte er aber in Breslau gewesen sein.

Unser Treck bestand aus drei Wagen: Unser großer, mit den Gummireifen und drei Pferden davor, von einem polnischen Fahrer gelenkt; Tante Ilses Wagen, kleiner, mit Holzspeichen und Eisenreifen, weniger bequem; von zwei Pferden gezogen und auch mit einem polnischen Fahrer. Weder Tante Ilse noch ihre Schwester hatten ein Fahrrad. Der dritte war für Dorfleute.

Meine Mutter erklärte, dass auch die Frauen aus dem Dorf – Frau Schlief und Frau Kowalchek – einen Wagen mit zwei Pferden benutzen konnten. Frau Schlief hatte acht Kinder - sieben von ihnen kamen mit. Frau Kowalchek hatte nur ein Kind. Um 9.00 Uhr morgens verließen wir Blumenhagen in Richtung Hohenzieritz, wobei wir an Blumenholz vorbei kamen. Der Kommandeur der lettischen SS war weg in der Stadt (was meine Mutter wusste), so war unsere Abfahrt unbehindert.

Zu unserem Wagen gehörten meine Mutter, Tante Helma und Tante Lo, Marta (unsere Köchin) und wir sechs Kinder. Wir ließen zwei jüngere Dienstmädchen und Tante Helmas Mutter zurück. Sie wurden zu ihrer Sicherheit bei einer sehr tüchtigen Frau in dem Dorf Wokul untergebracht. Wir glaubten, dass der Krieg nur noch ein bis zwei Wochen dauern würde und dass wir dann sehr bald zurückkehren könnten.

Vor Hohenzieritz bogen wir westlich auf einem Waldweg ab. Dieser wurde sehr sandig und schwierig. Wir mussten von einem anderen Wagen zwei Pferde ausspannen, damit diese unseren Pferden durch den weichen Sand helfen konnten. Auf dieser Straße waren wir alleine – keiner sah uns– und als wir die Hauptstraße Richtung Pekatel und Penzlin erreichten, war diese bereits voll mit Flüchtlingen und ihren Gespannen, die alle nach Nordwesten zogen.

An einem Ort gab es einen kurzen Aufenthalt. Wir sahen ca. 100 Gefangene, von zwei oder drei bewaffneten Soldaten bewacht, die in einem Feld an der Straße lagerten. Zwei der Gefangenen rannten zu uns und baten um Kartoffeln. Wir gaben ihnen welche. Den Abend verbrachten wir in der Nähe von Mollenhagen (Gutshof Mahrin). Ich erinnere mich an unser erstes Abendessen: es gab gekochte Kartoffeln mit warmem Schmalz. Es schmeckte vorzüglich, zumal wir kein Mittagessen gehabt hatten.

Dann kamen Frau Schlief und Frau Kowalchek und sagten, dass sie nach Hause umkehren wollten. Meine Mutter meinte, dass sie tun könnten, was sie wollten. Aber als sie versuchten umzukehren, konnten sie nicht gegen den Verkehr nach Hause fahren und kamen verzweifelt zurück. Wir zogen früh am nächsten Morgen weiter und sahen sie nie mehr wieder.

An diesem Tag erblickte ich in dem Verkehr das rundliche Gesicht von Herrn Winkelmann, unserem Nachbarn aus Weisdin; er schaute uns von seiner eleganten und von Pferden gezogenen Kalesche mit einem besorgten Blick an, sagte aber kein Wort.

Am Abend des 28. April waren wir gerade dabei, Quartier in Stavenhagen zu machen, die Pferde waren schon ausgespannt, als wir den Krach von scharfen Kanonen hörten. Es schien uns, als käme das vom anderen Ende der Stadt. Ich schaute nach Panzern aus, sah aber nichts. Die Frauen waren in Panik. Schnell spannten wir die Pferde wieder an und rasten weiter westwärts. Nach einem großen Anstieg in Richtung Malchin wurden unsere Pferde müde. Nichts mehr war zu hören. Links von der Hauptstraße fanden wir einen Park. Die Frauen und Kinder schliefen auf dem Wagen und die Männer (ich und die polnischen Fahrer) mit wenig Decken unter ihm. Spät in der Nacht hörte ich einen schwer beladenen Zug sich qualvoll langsam Richtung Westen bewegen. Mein Bruder Maik fiel in einen Graben und mußte herausgeholfen werden.

29. April

Wir schliefen höchstens fünf Stunden, standen früh auf und zogen schnell weiter nach Westen. Das Wetter wurde trübe und die Stimmung angespannt. Die Hauptstraße Nr. 104 war ein Strom von Flüchtlingswagen, alle in Richtung Westen. Vor uns sah ich ein Pferd

humpeln; es hatte in seiner linken Hüfte ein Loch, durch das der Knochen sichtbar wurde, jedesmal wenn es sein Bein bewegte.

Erschöpft von der kurzen Nacht und schweren Fahrt, machten wir eine Mittagspause bei einem Gutshof in der Nähe der Straße. Nach unserer Rast entdeckten wir, dass eines unserer Fahrräder gestohlen worden war.

Während eines Regenschauers fuhren mein Bruder Maik und ich wie wild weiter nach Westen, in der Hoffnung, unserer Fahrrad wiederzubekommen. Wir hängten uns bei einem Laster an, der schnell durch all die Schlaglöcher und Pfützen fuhr. Eine Stunde später hielten wir erneut an. Nach einiger Zeit sahen wir einen Soldaten in einer braunen Uniform, die uns von unserer Mittagsrast bekannt erschien; er kam auf unserem Fahrrad näher. Die Szene von Frauen und Kindern, ich, der Älteste, gerade 16 Jahre alt, ist unvergesslich, wie wir dem, allerdings unbewaffneten, Soldaten entgegentraten. Er muss ein schlechtes Gewissen gehabt haben, denn er hatte alles entfernt, was ein Fahrrad identifizierbar macht (wie die Lampe, Zeichen etc.), bis auf den Sattel.

Der Sattelbezug war aus grünem Kordsamt und wir forderten ihn auf abzusteigen, damit wir den Sattel identifizieren könnten. Er wollte aber nicht, so riefen wir andere Soldaten, uns zu helfen. Aber diese rührten sich nicht. Rückblickend ist es erstaunlich, dass er endlich doch vom Fahrrad stieg und seinen Marsch nach Westen zu Fuß fortsetzte.

Währenddem wir mit diesem Mann beschäftigt waren, bat mich jemand, einen anderen Soldaten zu vertreiben, der gerade Tante Ilses Pferde abschirrte. Nachdem der Fahrraddieb endlich das Rad hergegeben hatte, rannte ich zu diesem Wagen hinüber. Glücklicherweise war der Soldat, der die Pferde wollte, nicht sehr entschlossen. Die Pferde hatten ja auch keine Sättel. Ich half dem polnischen Fahrer, die Pferde wieder anzuspannen und wir konnten bald wieder weiterfahren.

Die nächste Nacht verbrachten wir in der Nähe von Teterow, hinter Güstrow auf einem Hof, Klein Bülow genannt.

30. April

Wir fuhren nach Sternberg weiter und stoppten kurz in der Nähe von Bützow.

An diesem Abend beschlossen wir, die Nacht durchzufahren wegen des Gerüchts, die Hauptstraßen würden tagsüber von der alliierten Luftwaffe angegriffen. Wir benutzten deshalb auch eine kleinere Landstraße. Es war ziemlich dunkel, als ein Konvoi aus drei oder vier Lastwagen uns aus der anderen Richtung entgegenkam. Ihre Scheinwerfer waren bis auf schmale Schlitze bedeckt. Meine Mutter befand sich in der Mitte der Straße, ein Fahrrad in jeder Hand. Schnell ließ sie diese fallen und sprang gerade noch rechtzeitig aus dem Weg. Die Lastwagen fuhren geradewegs über die Fahrräder weiter.

Danach waren wir übermüdet und suchten schnell Unterkunft. Eine große Scheune am Rande der Straße schaute einladend aus. Wir hielten davor, aber als wir die Türe öffneten, schrien Männer von drinnen „Tür zu!“ Wahrscheinlich waren nur wenige drinnen und schliefen genau hinter der Türe. Ich kann mir jetzt nicht vorstellen, dass die ganze Scheune voll mit Flüchtlingen war. Aber keiner von uns hatte Lust, sich mit Gewalt Eintritt zu verschaffen. Marta hatte rote Grütze gemacht, die jetzt gut schmeckte. Es war kalt und dunkel. Ich glaube, die meisten von uns schliefen auf dem Wagen. Ich weiß nicht, wo die polnischen Fahrer geschlafen haben. Ich fand einen Strohhaufen und wühlte mich wie ein Maulwurf hinein. Am Morgen wachte ich früh auf, steif, kalt und nass. Es regnete.

1. Mai

Vielleicht war es am Abend des 1. Mai, als ich Rolf Hartwig mit einigen anderen jungen Burschen in der Mitte einer Straße stehen sah. Sein Gesicht, wie er mich anschaute, ist unvergesslich. Ich sagte: „Rolf, geh' schnell nach Hause!“

Rolf war der beste Schüler in unserer Klasse. Er war in allem gut. Sein Vater gab die Zeitung in Neustrelitz heraus. Rolf war vielleicht 6 Monate jünger als ich. Hier auf der Straße wirkte er wie ein verlorenes Schaf.

Später sahen wir ein totes Pferd und einen zusammengebrochenen vierrädrigen Einspänner. Es flog auch ein Flugzeug sehr tief vorbei. Die Frauen waren wieder in Panik, aber ich wusste, dass es ein deutsches Frachtflugzeug war (eine JU 52). Tante Lo und meine Mutter lauschten das batteriebetriebene Radio ab, wohl auch den BBC-Sender, der berichtete, dass Neustrelitz von den russischen Truppen eingenommen worden war.

2. Mai

Mittags wurde das Gerücht von Fliegerangriffen bestätigt – wir waren in der Nähe von Mühleneichsen, als alliierte Jagdflugzeuge die Hauptstraße beschossen. Diese verlief parallel zu unserer Feldstraße und war voll von Flüchtlingen. Die Frauen hatten wieder große Angst. Ich sollte Deckung suchen, aber es gab keine, außer ein paar Bäumen. Glücklicherweise waren die Kampfflugzeuge nur an der Hauptstraße interessiert. Nicht weit von uns sahen wir einige deutsche Soldaten, auch einen Mercedes-Militärwagen mit Offizieren darin, später ein einzelner Meldefahrer auf einem Motorrad, der sich den stehenden Verkehr auf der Hauptstraße anschaute. Die Offiziere wie auch der Bote schienen unsicher, welche Richtung sie einschlagen sollten, dann fuhren sie einzeln nach Süden weiter. Es ist möglich, dass sich in dem Mercedeswagen General von Tippelskirch befand, dessen 21. Armee am 3. Mai kapitulierte.

Ein Offizier trug einen großen Ledermantel, eine Seltenheit damals.

Der Krieg war vorüber

Kurz danach sahen wir einen Jeep mit britischen Fallschirmjägern am Rand der Hauptstraße. Sie trugen rote Baskenmützen und nahmen die Gewehre von einigen deutschen Soldaten und zerbrachen die Kolben. Viele Soldaten warfen ihre Gewehre und Pistolen weg – letztere für mich und die polnischen Fahrer sehr reizvolle Souvenirs.

Ein Soldat sagte, Hitler sei tot. Ich glaube nicht, dass er meinte, der Krieg sei vorüber, aber wir fühlten das mit einer Mischung aus Erleichterung und Sorge.

Unsere Sorge war jedoch schnell vergessen, als wir einen Proviantlastwagen voll mit Lebensmitteln sahen. Viele plünderten ihn schon. Wir ergatterten zwei Säcke, jeder gefüllt mit ca. 30 Pfund Keksen. Meinen Brüdern Christian und Maik gelang es, auch einige Würste zu erwischen. Ein großer Mann nahm Christian die Wurst weg und fuhr fort, nach mehr Leckereien zu suchen; dabei behielt er die Wurst unter seinem Arm. Ohne Ehrlichkeit unter Dieben zog Christian die Wurst schnell frei und rannte damit zu unserem Wagen auf dem Hügel.

Unser Hund Pucki ging zu dieser Zeit verloren. Wir waren froh, dass er uns am nächsten Tag wiederfand. Zwei weitere Fahrräder wurden gestohlen; mein Bruder und ich dachten, nach unserer letzten Erfahrung sollten wir wieder schnell in Richtung Westen fahren, um die Diebe erneut zu fangen. Das aber war jetzt gefährlich und dumm. Wir stießen direkt auf ein amerikanisches Panzerbataillon, in Richtung Nordosten rollend. An einem Punkt stoppte alles, ein großer Kerl sprang herunter und bevor Maik etwas begriff, war seine Armbanduhr weg. Ich frage mich jetzt, ob sie gestoppt hätten, wenn ich mit meinem Fahrrad gestrauchelt und auf die Straße vor die Panzer gefallen wäre.

Es war am Mittag des 3. Mai in der Nähe von Gadebusch. Wir hörten dort, dass die Russen nur 20 km östlich von uns waren. Wir fanden Klein-Hundorf, ein schönes Gut, das einer sehr freundlichen Dame, Frau Blomeyer, gehörte. Unsere polnischen Fahrer verließen uns hier, um das Ende des Krieges zu feiern. Plötzlich hatte ich die Verantwortung, sieben Pferde zu versorgen (drei von unserem Wagen, zwei von unseren Tanten und zwei verlassene Pferde, die wir auf unserem Weg fanden; eines davon war ein elegantes Reitpferd mit dem Zeichen von Trakehnen – einem berühmten Gestüt in Ostpreußen).

Wir blieben in Klein-Hundorf bis zum 13. oder 14. Juni. Um die Pferde zu füttern, schnitt ich Gras mit einer Sense und häckselte auch Haferstroh. Drei amerikanische Offiziere besuchten meine Mutter. Eines Abends sprach ein anderer mit meinem Bruder Maik und mir. Wir sagten ihm, dass wir wünschten, die westlichen Streitkräfte würden die Russen aus Deutschland verdrängen. Er sagte, das ginge nicht, weil sie mit den Russen verbündet wären.

Mutter ging zum Hauptquartier in Schwerin, um Informationen über die Zukunft Deutschlands, insbesondere Mecklenburgs, einzuholen. Die Offiziere sagten, dass sie keine Auskunft geben könnten und deutschen Zivilisten keine Freundlichkeit erweisen dürften. Meine Mutter glaubte aber den Gerüchten, dass die Russen ganz Mecklenburg besetzen würden, auch die Gegend um Klein-Hundorf. Da unsere polnischen Fahrer von dannen waren, ergab sich jetzt die Frage, wie wir weiter nach Westen kommen sollten. Glücklicherweise war da ein sehr fähiger ostpreußischer Vorarbeiter mit Frau und Tochter; er hatte einen kleinen Wagen und war bereit, unseren großen Wagen weiter in den Westen nach Lauenburg zu führen. Wir fuhren gerade rechtzeitig ab (vielleicht am 23. Juni). Ich steuerte einen kleineren Wagen hinter den anderen her.

Eine Woche später, am 1. Juli, nahmen die Russen ganz Mecklenburg ein. Alle Menschen hatten Ausgehverbot, während sich die Amerikaner zurückzogen, um die Russen hineinzulassen. Churchill kritisierte später dieses Vorgehen.

Frau Blomeyer musste auch fliehen. Sie hatte einen sehr praktischen Bruder, der mehrere Zäune durchschnitt und seine Kühe westwärts trieb in der Hoffnung, mit seinem Vieh etwas zu retten, während er Haus und Hof verlassen musste.

Wir waren jetzt in Lauenburg, nur einige km von der neuen Grenze entfernt. Das Gut hieß Kittlitz; wir schliefen in einer Scheune und kochten an einer Steinmauer. Mein Bruder Maik und ich schliefen manchmal im Kuhstall, dort war es gut und warm. Zwanzig Kühe in einem Stall können einen Ofen ersetzen.

Below

Unser Gutsverwalter Below fand uns in Kittlitz. Es war ihm befohlen worden, sich zum Volkssturm in Neustrelitz zu melden, aber er flüchtete rechtzeitig und ist niemals in eine Militäruniform gesteckt worden. Irgendwie gelang es ihm, uns zu finden. Marta, unsere Köchin und seine zukünftige Frau, war bereits schwanger mit seinem Kind. Es war sehr gut, dass er dabei war. Er kannte den Umgang mit Pferden und wußte, wie man viele Probleme anpacken musste.

In Kittlitz konnte Below ein Ferkel „schwarz" kaufen. Dies war eine willkommene Bereicherung unserer Speisekarte, die mittlerweile nur noch aus Keksen, Kartoffeln und Getreidemehlspeisen bestand. Im Frühjahr gab es ja noch keine Ernte. Wir blieben bis zum 5. oder 6. Juli dort.

Über die Elbe

Unsere Mutter sorgte sich immer noch über unsere Lage und Sicherheit. Sie fragte sich, ob nicht die Russen noch mehr von Deutschland besetzen würden. Auch wollte sie in den Teil, der von amerikanischen Truppen besetzt war. Wir mussten die Elbe überqueren. Nur dieser Fluss war eine gute Grenze vor den russischen Streitkräften. Um den 6. Juli herum zogen wir nach Altmölln weiter.

Um über die Elbe zu kommen, musste man einen Antrag in Hamburg stellen. Unsere Mutter ging mit Tante Helma dorthin, um die nötigen Formulare auszufüllen. Die Erlaubnis ließ aber auf sich warten. An einem Treffpunkt von vielen Trecks, die alle nach Westen wollten, sprach Mutter mit anderen in derselben schwierigen Lage. Sie traf da eine Gräfin aus Ostpreußen (von und zu Kastell?), die schon die Erlaubnis von Hamburg in der Hand hatte, mit 20 Wagen die Elbe zu überqueren. Wir sollten ein Teil von ihrem Treck sein. Sie hatte gar nicht mehr 20 Wagen, und wenn wir hintendran mitführen, hofften wir, dass die

Engländer an einem Kontrollpunkt es nicht bemerken würden, dass wir nicht dazugehörten in den Augen der englischen Soldaten.

Mutter sorgte sich auch um die Sicherheit ihrer zwei ältesten Söhne, die zum Volkssturm gehören könnten.[2]

Mein Bruder Maik und ich wurden in dem Wagen unter Decken und Bettzeug versteckt. Der Wagen war auch mit zwei großen Perserteppichen, wie schon erwähnt, überdacht. Wir zwei Jungen fühlten uns geborgen und deshalb waren wir sicher recht sorglos. Aber die Nerven der Erwachsenen spannten sich immer mehr, je dichter man an die Brücke über den Elb-Trave-Kanal kam. Es wurde erwartet, dass die englischen Bewacher jeden Wagen durchsuchen würden.

Dann geschah das Wunder: Ein Platzregen ließ all die Soldaten in das Gebäude bei der Brücke Schutz suchen. Below trieb die Pferde an und wir passierten die Brücke ohne Schwierigkeiten auf dem Weg zur Freiheit. Der Regen wurde natürlich als ein Geschenk des Himmels erkannt.

Alle Brücken über die Elbe waren zerstört, aber wir fanden eine stabile Fähre; diese konnte unseren drei Tonnen schweren Wagen mit den Pferden tragen. Tante Helma, Maik, Christian und Tante Lo fuhren nach Harburg, um sich die Erlaubnis zu holen, den Fluss überqueren zu dürfen. In der Nähe des Büros sah Christian eine bekannte Figur und rief: „Winfried!" Es war tatsächlich unser Vetter Winfried Steffani, der nach uns suchte! Gemeinsam mit Winfried fuhren wir dann nach Zolenspiekern. Wir überquerten die Elbe am 7. Juli. Am nächsten Tag fuhren wir nach Maschen; dort trennten wir uns von unseren Verwandten Tante Ilse, Tante Mimi und ihren Kindern. Sie fuhren zu einem anderen Bestimmungsort weiter.

In Maschen blieben wir auf einem kleinen Hof. Unsere Pferde wurden in einem kleinen Obstgarten eingesperrt; dort knabberten sie aber die Rinde von zwei Apfelbäumen und beschädigten diese. Offensichtlich waren unsere Pferde hungriger, als wir gedacht hatten. Der Bauer war über den Schaden sehr entrüstet und wollte Entschädigung. Below verhandelte und verkaufte ihm das Reitpferd zu einem billigen Preis.

Die große Reise

Danach machten wir eine große Reise bei herrlichem Wetter Richtung Süden und kamen durch Soltau, Celle, Lehrte, Ehlfeld, Einbeck, Northeim, Göttingen, Hann. Münden, Kassel, Fritzlar und Gelseberg nach Marburg; wir brauchten ungefähr drei Wochen für diese 400 km und hatten dabei wunderschönes Sommerwetter. In der Nähe von Marburg blieben wir auf einem kleinen Bauernhof bei Gisselberg, der Anna Damm gehörte; sie war eine Dichterin und ritt einen arabischen Hengst. Am 7. August fanden wir eine bessere und langfristige Unterkunft in Großseelheim bei Amöneberg.

Während wir unter den Dächern dieses großen ländlichen Dorfes lebten, regnete es zwei Wochen lang. Als die Sonne wieder herauskam, besuchten uns zwei amerikanische Soldaten. Sie trugen elegante Uniformen und schienen aus einer ganz anderen Welt zu sein.

Einer von ihnen war Onkel Randolph Beardsley. Er hatte Libby Ellis, eine von Mutters Cousinen geheiratet, und konnte sogar etwas Deutsch. Unseren Aufenthaltsort hatte er durch einen Brief bekommen, den meine Mutter an Verwandte geschickt hatte. Er kam gut ausgestattet und hatte eine fünf Pfund schwere Dose mit Erdnussbutter dabei, auch noch andere Leckereien. Wir sagten: „Oh, Onkel Ran, komm jederzeit wieder."

Randolph zitierte in dem komischsten Deutsch, das wir je gehört hatten, das Gedicht von Heinrich Heine „Die Lorelei": „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so trau-

2) Diese Geschichte hatte ich ganz vergessen. Marta erzählte sie mir das, als ich sie 1994 besuchte.

rig bin." Das war der erste Kontakt mit amerikanischen Verwandten seit Ausbruch des Krieges. Während der Flucht hatte ich mich oft wie ein verlorenes Schaf oder ein verirrter Hund gefühlt. Aber jetzt waren wir endlich sicher in Westdeutschland; es war Frieden und nach einer großen Reise und einer Art Landstreicherleben hatten wir ein Dach über dem Kopf und einigermaßen genug zu essen.

Es hätte anders kommen können

Um zu zeigen, was ich für ein Glück gehabt habe, möchte die Erlebnisse von Fritz und Rolf kurz erzählen: Fritz Schlief wurde zur Waffen-SS eingezogen. Er sagte, er hatte keine Wahl. Er wurde im Februar 1945 in Prag ausgebildet, im März an die Front geschickt und im April von den Russen gefangengenommen. Er kam in ein Arbeitslager in die Berge des Urals; dort erkrankte er an Typhus und später an Diphterie. Mit 1200 anderen Gefangenen wurde er 1946 nach Hause geschickt. 500 überlebten den Heimweg. Er wohnt jetzt in Kanada. Ich war bei ihm im Januar dieses Jahres; es war das erste Mal seit 1945, dass ich ihn wiedersah.

Im April 1945 kehrte Rolf nach Neustrelitz zurück. Sein Vater war bereits im Gefängnis. Seine Mutter und Schwester sind von russischen Soldaten belästigt und aus dem Haus vertrieben worden. Viele Frauen und Männer begingen in Neustrelitz Selbstmord. Rolf wurde von einem Klassenkameraden denunziert und ins Gefängnis gesteckt. Er kam nach Russland und Sibirien und 1952 zurück. Ich sah Rolf letztes Jahr; es geht ihm gut und erst kürzlich hat er zusammen mit seiner Frau einen Urlaub auf Hawaii genossen. Seine Erlebnisse hatten jedoch einen großen Einfluss auf seine Lebensanschauung.

Der Freund von meinem Vater, Alexis Roenne, war in den Mordanschlag auf Hitler verwickelt und wurde gehängt. Wir fragen uns noch heute, was meinem Vater widerfahren wäre, wenn er sein Leben nicht so früh im Krieg verloren hätte.

Wir hatten auch Glück, weil Churchill Stalin und den russischen Streitkräften in Mitteleuropa nicht traute. Churchills Überlegung war folgende: Wenn die Russen ganz Mecklenburg besetzen, könnten sie auch Lübeck einnehmen und mit Lübeck hätten sie leicht Zugang zu Schleswig-Holstein. Dann würden sie das gesamte Gebiet nördlich und östlich von Hamburg kontrollieren, was zu einem Konflikt mit britischen Interessen führen könnte. Die Engländer wollten diese große Hafenstadt für sich sicherstellen. Churchill befahl Montgomery Schwerin und Wismar einzunehmen. Sie trafen in diesen Städten auf die überraschten Russen. So konnten Tausende von deutschen Flüchtlingen, wie auch wir, in den Westen kommen. Die ersten alliierten Soldaten, die wir trafen, befanden sich auf der Straße nach Wismar. Die Russen waren nur 20 km östlich von uns.

Ein Witz, der in Deutschland zwischen 1944–45 erzählt wurde

Der Krieg schleppte sich dahin und wurde langweilig. Churchill schlug deshalb vor, dass Roosevelt, Stalin und Hitler mit ihm mal was anderes machen sollten. Überraschenderweise stimmten alle zu und Stalin meinte, sie könnten die Sümpfe von Pripjet besuchen; dort würde derjenige, der am meisten gelogen hätte, am tiefsten einsinken. Das klang interessant, alle beteiligen sich mit ihrem Gefolge: Churchill kam mit Eden, Roosevelt mit Truman, Stalin brachte Molotow und Hitler erschien mit Göring und Goebbels.

Sie stolzierten in die Sümpfe: Churchill hatte kleine Gummischuhe an und wurde aber nass. Ebenso Roosevelt. Stalin trug Stiefel, die bis ans Knie reichten und wurde doch nass. Hitler stolzierte hinein, voller Vertrauen, wurde aber auch bis zu den Knien nass. Verärgert drehte er sich zu Göring um, der stand mit seinen Stiefeln nur bis zur Hälfte im Sumpf! Da fragte er: „Hermann, wie kannst du so hoch stehen. Sagtest du nicht, dass alliierte Flugzeuge nie über Berlin fliegen würden?" Woraufhin Göring flüsterte: „Pst. Ich stehe auf Goebbels."

Erhard Kunkel

Notwendige Erinnerung an den Maler Gerd Gombert

Nach dem Erscheinen meines Buches über den Maler Gerd Gombert bekam ich viele Zuschriften und Anrufe, und ich freute mich über die Resonanz, die das Buch hervorrief.

Da gab es viele neue Hinweise zur Person des Malers, Hinweise zu seiner künstlerischen Arbeit, bis hin zu einem Anruf: „Das wird Sie interessieren, ich besitze einen echten Gombert, Öl, sehr groß, signiert, also absolut echt, kommen Sie doch mal vorbei. Sie werden staunen, aber ich verkaufe nicht, der Gombert kommt nochmal ganz groß raus, der wird noch ganz berühmt, Sie werden sehen. Wenn Sie mal eine Ausstellung machen, würde ich es ausleihen, vielleicht zu einem Jubiläum. Aber ich verkaufe nicht."

Ich dachte, das Thema Gombert wäre nach Erscheinen des Buches für mich abgeschlossen. Aber dann wurde ich während einer literarischen Veranstaltung einer attraktiven jungen Frau vorgestellt, die mich gleich mit einer Frage überfiel. „Kennen Sie das Carolinum?" „Ja, das Gymnasium in Neustrelitz." „Nein, die Zeitschrift des Gymnasiums?" Ich war glücklich, auch diese Frage mit ja beantworten zu können. Hätte man mich einige Jahre früher gefragt, ich wäre in Verlegenheit gekommen, wenn mir nicht meine Tochter mehrere Jahrgänge dieser interessanten historisch-literarischen Zeitschrift mitgebracht hätte. Eine alte „Carolinerin" hatte sie ihr für mich ausgeliehen.

Ich erfuhr, dass diese Zeitschrift seit über 60 Jahren zweimal jährlich erschienen war. Zur DDR-Zeit gab es das Gymnasium Carolinum nicht, es gab die Clara-Zetkin-Oberschule am heutigen Buttelplatz, hier machte ich mein Abitur. Von einer Zeitschrift „Carolinum" wußte ich damals nichts.

Aber jetzt konnte ich zustimmend antworten: „Ja, eine hervorragende Zeitschrift, vielfältig in der Thematik, von hohem dokumentarischen Wert."

„Würden Sie in dieser ‚hervorragenden Zeitschrift' etwas über sich und über Ihre Arbeit am Gombert-Buch schreiben, denn Sie wissen ja, dass Gerd Gombert fast 20 Jahre an der EOS Clara Zetkin Zeichenlehrer war, bevor er sich als Maler selbständig machte."

Unter Kollegen am „Tag des Lehrers" 1959
an der Erweiterten Oberschule „Clara Zetkin" (ganz rechts)

Ich sagte spontan zu, mir blieb keine Wahl, ich konnte mich weder gegen die Zeitschrift entscheiden, noch gegen die charmante Frau, Armgard Bentzin, Mathematiklehrerin am heutigen Gymnasium Carolinum und Redakteurin der Zeitschrift.

„Alles passt doch gut zusammen, denn sozusagen sind Sie ja auch ein ‚Caroliner'. Können Sie sich an ein besonderes Ereignis Ihres Abiturjahres erinnern? Ganz spontan?" „Ganz spontan erinnere ich mich an Stalins Tod. Gemein-

Aus dem Skizzenbuch: Tochter Sabine

sam mit meinem Freund habe ich vor dem immer vernagelten Haupteingang der Schule Ehrenwache gehalten, mit Luftgewehr und ohne Munition, dafür aber mit Tränen in den Augen."

„Bevor Sie über Ihr Buch sprechen, würde ich Sie gern über Ihren Beruf befragen. Sie sagten einmal, Sie hätten den besten Beruf gewählt, den es gibt."

„Habe ich das?" „Ich habe es irgendwo gelesen." „Den besten Beruf für mich, obwohl ich nie vorhatte, Regisseur zu werden, mein ‚Traumberuf' war Kameramann, aber das waren nicht zu realisierende Überlegungen. Etwas mit Büchern schwebte mir vor. Mit Büchern konnte ich immer so schön allein sein, sie sprachen mit mir, entführten mich weit weg von den Kühen, die ich hütete, weit weg von der Wiese, auf der ich glaubte, Schillers ‚Braut von Messina' begriffen zu haben. Und wieder Schiller, das ‚Lied von der Glocke', Schulstoff in der 7. Klasse! Vermittelt von einem Medizinstudenten, der durch die Kriegswirren in meiner Dorfschule Junglehrer wurde. Da überfielen mich Bilder, die Dramatik des Stoffes nahm mich gefangen."

„Da beschlossen Sie, Regisseur zu werden."

„Noch lange nicht. An der Universität Leipzig hatten wir eine Studentenbühne, das verführte mich, von meinem Geschichtsstudium zur Theaterhochschule zu wechseln, um Dramaturg zu werden, aber das misslang mir gründlich, weil ich bei meiner Eignungsprüfung eine Etüde spielen sollte, aber partout nicht wusste, was eine Etüde ist. Dann wechselte ich zu den Germanisten an das Institut meines verehrten Professors Hans Mayer, der mich eines Tages zu einem Berufspraktikum an das Brecht-Theater schickte, obwohl ich zum Praktikum lieber an das Theater Chemnitz gegangen wäre, weil ich in der Stadt eine Freundin hatte. Aber am ‚Berliner Ensemble' sah ich Brecht inszenieren – auf der nüchternen Bühne entstanden mir Welten, seine Arbeit mit dem Schauspieler, sensibel und doch fordernd – sein zielsicherer Stil, sein Geschmack, seine Dialektik – ich denke, das hat mich zum Theater motiviert. Nach einem Fehlstart in Quedlinburg, der meine Theaterlaufbahn fast beendet hätte, kam ich an das Theater nach Schwerin. Hier inszenierte ich in jeder Spielzeit einen Brecht, in einer Zeit, wo es noch ein Wagnis war, dem Publikum Brecht anzubieten, aus welchen Gründen auch immer, und ich inszenierte Komödien, Tragödien und immer wieder Märchen."

„Welche Stücke sind zu Ihren Lieblingsstücken geworden?"

„Mein Lieblingsstück war immer das, an dem ich gerade arbeitete. Es gehörte dann immer mir, später gehörte es Abend für Abend den Schauspielern – oder mehr noch dem Publikum."

„Ist Ihnen eine besondere Feier nach einer Premiere im Gedächtnis geblieben?"

„Ich erinnere mich an viele Premierenfeiern, aber besonders an eine. Ich inszenierte Heiner Kipphardts Stück ‚Joel Brand', ein Thema über Eich-

Gombert: Bildnis Erhard Kunkel – Öl, 1976
(Besitz Neubrandenburger Kunstsammlung)

manns Geschäft mit der Not der Juden im Dritten Reich. Die Thematik dieses Stückes fiel unangenehm in die Zeit des berüchtigten 11. Plenums des ZK, es wurde nicht abgesetzt, aber wir durften nicht im Theater feiern. Wir gingen dann in eine Kneipe – mit uns Heiner Kipphardt, Ernst Busch und dessen Freund Pastor Karl Kleinschmidt. Kipphardt las ‚schräge' Texte und Busch sang – und wir tranken bis in den frühen Morgen."

„Sie waren dann lange Zeit in Neustrelitz. Wechselten Sie oft Ihr Engagement?"

„Nein. Schwerin, Neustrelitz, Greifswald, abgesehen von Gastinszenierungen. Nachdem ich dem Süden entflohen war, hielt ich mich im Norden auf. Sollte es so etwas wie künstlerische Wurzeln geben, so sind sie für mich immer im Norden zu finden, in einem kleinen Dorf in Polen zwischen den Flüssen Warthe und Netze und später in der Landschaft zwischen Neustrelitz und Feldberg."

„Haben Sie es manchmal bereut, Regisseur geworden zu sein? Trotz des ‚schönsten Berufes'?"

„Doch fast immer im Laufe einer Inszenierung, wenn mich die Zeit trieb oder mich Zweifel befielen – also mehr als 150mal. Aber ich hatte nie den Gedanken, das Theater zu verlassen."

„Herr Kunkel, würden Sie mir eine Theateranekdote erzählen?"

„Nichts lieber als das. Haben Sie Zeit?"

„Nein, nein, nein, bitte nur eine."

„Gut, nur eine. Probenarbeit in Neustrelitz ‚Die 3 Musketiere', eine satirische Fassung von Planchon. Werner Klemke machte das Bühnenbild. An die 50 Szenenbilder wechselten in rasanter Folge. Wieder einmal kam ich in Zeitnot. Ich strich eine Szene. Das rief die Kollegen des Malsaals auf den Plan. Für dieses Bild hatten sie angeblich ihren ‚schönsten' Prospekt gemalt. Jetzt sollte er wegfallen. ‚Gut', sagte ich, ‚der Prospekt bleibt, wenn ihr mir noch zusätzlich ein Spruchband malt.' Wir einigten uns. Als die bewusste Szene dann zur Premiere dran war, entstand ein Pause, weil ja nach wie vor diese Passage gestrichen blieb. Das Publikum witterte natürlich eine ‚Panne', da kam das erlösende Spruchband vom Schnürboden herunter und darauf stand: ‚Für diese Szene ist dem Regisseur absolut nichts eingefallen.' Donnernder Applaus des Publikums, ich musste die Szene nie nachprobieren, dieser Gag blieb durch alle Vorstellungen. – Noch eine Anekdote?"

„Nein, nein, nein."

„Aber noch soviel, an guten Theateranekdoten lässt sich erkennen, ob es eine gute Zeit für das Theater war."

„Also hatten Sie eine gute Zeit."

„Ja, und mich hat immer die Schauspielerweisheit ermutigt: Kollegen, auch ohne Regisseur kann eine Inszenierung ein Misserfolg werden. – Da fällt mir noch eine Anekdote zum Theater mit Gerd Gombert ein."

„Vielleicht später! Gerd Gombert, 1935 am 1. Oktober geboren. Ein Jubiläum. 1935 auch Ihr Geburtsjahr. Ist ein Jubiläum für Sie Anlass, Bilanz zu ziehen?"

„Um diese kalendarischen Lebenseinschnitte kommen mir immer Gedanken was hat sich mir erfüllt, was nicht. Aber es ist wie mit Silvester, eigentlich ein Tag wie jeder andere, und doch ein besonderer, wichtiger Tag und man nimmt sich vor, ab morgen – und morgen ist dann doch wieder ein Tag wie jeder andere. Nur mit ihm beginnt das neue Jahr."

„Sie haben etwas aus Ihrer künstlerischen Biographie erzählt, aber wie kommt ein Regisseur dazu, ein Buch zu machen, ein Buch über Malerei und Graphik?"

Mit Erhard Kunkel im Garten in Groß-Schönfeld
(Foto privat)

„Ich hatte ursprünglich rein private Motive. Ich kannte Gerd Gombert schon sehr lange und wir hatten ein großes Vertrauen zueinander. Er erzählte sehr gern und ich hörte ihm gern zu. Unsere Gespräche wurden durch seinen frühen Tod jäh abgebrochen. In Erinnerung an ihn, an seine wunderbaren Bilder wollte ich ursprünglich nur eine kleines Buch mit einer Auswahl seiner Skizzen machen. Das Thema weitete sich für mich aus, als mir die Tochter aus dem Nachlass mehr als 30 Skizzenbücher zur Durchsicht überließ. Skizzen waren für mich auch die vielfältigen Aussagen von Verwandten, Bekannten, Freunden und Malerkollegen. Mir wurde klar, dass durch die Fülle des Materials an ein kleines Buch nicht mehr zu denken war. Hinzu kam, dem Buch fehlte die ‚Farbe', die transparenten Farben seiner Blumen- und Landschaftsaquarelle. So entstand ‚Gerd Gombert – Skizzen und Aquarelle', ein zweiteiliges Buch, zusammengehalten durch einen Schuber. Ergänzt werden die Beiträge und Bilder durch Tagebuchaufzeichnungen seiner Reise nach Nizza zum Museum Marc Chagall, einem ironisch heiteren selbstverfassten Lebenslauf und Aussagen zu eigenen Kunstauffassungen."

„Sie sprachen von privaten Motiven, die zur Entstehung dieser Publikation führten."

„Da möchte ich mich aus dem ‚Vorwort' selbst zitieren".

Die Spuren meiner Begegnung mit Gerd Gombert begannen irgendwo – irgendwann. Meist trafen wir uns auf der Straße in unserer Stadt. Immer vereinbarten wir Begegnungen sehr sporadisch, oft über Entfernungen zugerufen, die Termine waren so allgemein, dass sie nach Jahreszeiten, ja sogar nach Jahren zählten. Trotzdem waren sie immer dringlich und duldeten keinen Aufschub. „Also, bis auf bald!" war wohl die konkreteste unserer Vereinbarungen.

Aber bei aller „Dringlichkeit" hinterließen unsere Verabredungen immer den wohltuenden Eindruck, Zeit zu haben, unendlich viel Zeit. Mein Weg zu Proben und Vorstellungen führte mich oft an seinem Atelier vorbei, so traf man sich, „ohne anzuklopfen".

Wenn er arbeitete, ließ er sich nicht unterbrechen; man konnte stundenlang im Mantel in seinem Atelier stehen und ihm zuschauen. Aber wenn er vor einer Flasche Wein saß, sagte er fast ungeduldig: „Komm, zieh den Mantel aus, und setz' Dich zu mir. Ist die Welt nicht schön?" Und seine Augen leuchteten. Er konnte einem so tief in die Augen sehen und bei aller Euphorie war doch oft Traurigkeit in seinem Blick.

Eines Nachmittags rief mich ein unplanmäßiger Termin ins Theater; ich hatte meine kleine Tochter zu betreuen und fragte Gerd, ob ich sie bei ihm im Atelier lassen konnte. Er war sofort bereit und setzte sie in seinen großen Sessel und gab ihr Papier und Bleistift in die Hand. Als ich nach zwei Stunden wiederkam, zeigte sie mir ein Aquarell und mehrere Zeichnungen – die Gerd Gombert von ihr gemachte hatte.

Diese Episode findet ihren Abschluss nach fast einer Generation.

Gerd Gombert in seinem Atelier in Neustrelitz in der Sassenstraße 5 (Foto: Herbert Krüger), 1991

Wir trafen uns an einer Bushaltestelle, ich hatte meinen Enkel bei mir. „Der sieht ja aus wie deine Tochter", sagte er. „Es ist ja auch ihr Junge." „Weißt du", sagte er, „es gibt noch immer diesen alten Sessel. Da setzen wir ihn rein und ich werde ihn malen, wie damals deine Tochter." Der Bus kam.

„Bis bald, nächste Woche, am Montag, um 10 Uhr." Die Türen schlossen sich.

Über das Wochenende war ich verreist, als ich am Montag mit meinem Enkel pünktlich vor seinem Atelier stand, war es verschlossen. Auf dem Notizzettel an seiner Tür stand: Bin gleich wieder zurück.

Er kam aber nicht zurück; er war vor zwei Tagen gestorben.

In diesem Augenblick war ich plötzlich mit der Endlichkeit konfrontiert. Da waren doch noch so viele Bilder, die ich nicht gesehen hatte, so viele Gedanken, die nicht mitgeteilt wurden. Er hatte mir versprochen, über seine abenteuerliche Reise nach Nizza zu erzählen, über seine Begegnung mit den Bildern von Marc Chagall.

Seine Augen leuchteten bei dem Versprechen „bis bald", das plötzlich zur Unendlichkeit geworden war.

So oder ähnlich mag es vielen, die ihn kannten, gegangen sein. Aber Erinnerungen verkürzen Unendlichkeiten.

Ich wollte die Unendlichkeit verkürzen, wollte mich an ihn erinnern, und ich entschloss mich, ein Buch über Gerd Gombert zu machen.

Nachfolgend veröffentliche ich hier einige Beiträge aus dem Buch, die stellvertretend stehen sollen für alle anderen.

* * *

Die Zeit heilt alle Wunden. Die Wahrheit dieser Weisheit habe ich nicht erfahren. Vielleicht lassen Jahre Erlebnisse verdrängen, überlassen Nebensächliches der Erinnerung und überlassen uns eine Vergangenheit, mit der man leben kann.

Da sind seine Pastelle, Aquarelle, Gemälde und da ist auch ein kleines Büchlein mit Gedichten, Liedern und Zeichnungen. Mir geschenkt im Juni 1955, mit der Widmung:

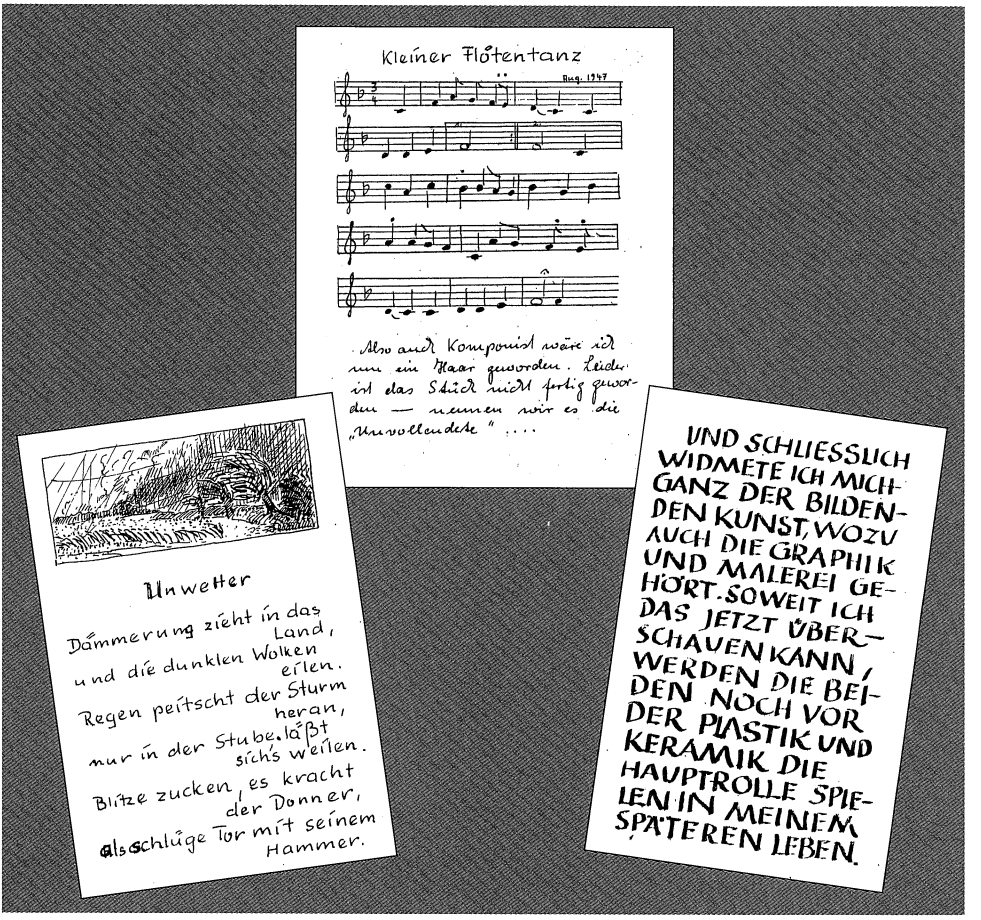
„Für Dich, liebe Ingrid. Dies Büchlein habe ich für Dich mit viel Mühe in meinen freien Stunden gemacht.

Leider habe ich nicht die nötigen Mittel zum Beschneiden. Ich war nur mit meinem Taschenmesser ausgerüstet. Aber es ist ja auch nicht für fremde Leute zum Ansehen bestimmt, sondern nur für Dich ganz allein. Dein Gerd."

Ein liebevolles Geschenk aus einer Zeit, an die ich mich gern erinnere.

Ingrid Gombert (gesch. Ehefrau des Malers)

Aus dem Geschenkbüchlein an seine spätere Frau Ingrid 1955:



Christiane Funke und Gerd Gombert in einer Ausstellung (Foto: Herbert Krüger), 1990

Gerd

Wir vermissen dich – F r e u n d !

Die Wärme deiner Stimme,
die Beruhigung brachte in unruhigen Stunden;

deine Gedanken,
die uns berührten, ohne zu drängen;

dein Lachen,
das aus dem Bauch kam und uns bewegte,
wo wir Ruhe nicht brauchten;

deine Hände,
die zusammenführten
in einer tiefen Sehnsucht nach Harmonie;

wir haben niemals Abschied genommen,
denn wir wußten, dass wir uns begegnen
in der Kühle der Lupinen und der Wärme des Mohns.

Christiane Funke / Lehrerin

Jahre wohnten wir quasi Wand an Wand. Er in seinem Atelier, ich in der Wohnung daneben. Sein Lachen und die dunkle Stimme schallten Sommers über den die beiden Gärten trennenden Bretterzaun …

Wenn wir in meinem Garten saßen, erzählte er von seinen Farben, von Mohnblumenrot, Fliederblau, Kirschblütenweiß, Rapsblütengelb und Erdbraun. Nie war da ein Sonnengelb oder Himmelsblau zwischen. Nur einmal – nach seiner Südfrankreichreise – schwärmte er von der wunderbaren Lichtflut über Lavendelfeldern, und fast euphorisch sprach er davon, dass er die Bilder in sich sammele und dass ihre Farbe seine Pinsel zerzausen würden.

Er war voll Hoffnung – und ich auch – indem er sagte „Lass Dich überraschen, lass dich überraschen."

Dann ließen wir die Füße baumeln und die Gedanken wandern. Wir durchzogen das „Wolgalied", hielten „am Brunnen vor dem Tore", waren „im schönsten Wiesengrunde", schwangen uns „hoch auf den gelben Wagen", um dann das „lustige Zigeunerleben" zu besingen, bis wir beide Abschied nahmen – oft schwankend auf der Straße zwischen unseren Hüsungen.

Die Vollkommenheit seiner Bilder reflektierte nicht die Zerrissenheit seines Gewesenseins. Beim Zeichnen und Malen war er in einer anderen Welt. In ihr waren die Sinne frei. Eine Insel auf Wolken. Wenn er herunterfiel, verschloss er die Fenster, zog die Vorhänge zu – und alle, die ihn kannten, wussten: Nun ist er nicht ansprechbar, weil er nicht angesprochen werden wollte. Nun sinniert er über das Leben und träumt vom Besserwerden und vielleicht vom Lila und Blau des Lavendels …

Ich habe nie ein Lavendelbild von ihm gesehen.

Waldemar Neubauer / Nachbar

* * *

Viele haben ihn gesehen, wenn er durch die Straßen ging, schweren Schrittes, ein Mann von der Statur eines kanadischen Holzfällers, weißhaarig, bärtig, rotgesichtig. So einer, sollte man meinen, kann sich der Unbill erwehren. Dass er dünnhäutig war und zart von Wesensart, verraten seine Bilder. Von seiner Einsamkeit wussten wenige.

Als einer der wesentlichen Maler der Region, preist Gerd Gombert in seinen unverwechselbaren Pastellen, Gouachen oder Aquarellen die Schönheit der Landschaft, in der er lebte, und immer wieder die Stadt Neustrelitz, in der er Heimat suchte.

Er strebte nach Harmonie mit seiner liebenswerten Kunst. Vom Konflikt, in dem er lebte, von seiner Ungeborgenheit, von der Zerrissenheit der Seele ist allenfalls in seinen Selbstporträts zu erfahren.

Er hatte, wie beinahe alle Leute von der Kunst, die Wende jubelnd begrüßt. Jetzt, meinte er, müsste es vielleicht gelingen, den Himmel mit anderer Farbe zu streichen. Aber er war der Brutalität des Marktes nicht gewachsen. Dieser robust erscheinende Mann brauchte Solidarität und sah sich mit einem Male zurückgeworfen auf sich selbst. Er war allein, zu schwach für den Kampf.

Gar nicht lange her, da traf ich ihn. Er saß auf einer Bank vor dem Gebäude der Sparkasse, genoss die Oktobersonne und blickte auf den wirbelnden Stadtverkehr, vorüberhastende Menschen, Autos – Autos, die um das Rondell jagten.

Er sagte: „Sei nicht so eilig, Mensch, bleibe ein Weilchen bei mir auf der Bank. Weißt du, hier sitzen sie, die Müden, die Alten, die Penner, die Trinker, und ich sitze gern unter ihnen, um das Leben zu betrachten."

So beschrieb er mir lächelnd seine Situation. Er betrachtete das anders gewordene Leben, er nahm nicht daran teil.

Er lebte, ein Maler von Rang, von Sozialfürsorge. Er lebte in der Furcht, gänzlich unbehaust zu werden mit seiner Kunst, das Atelier war ihm gekündigt.

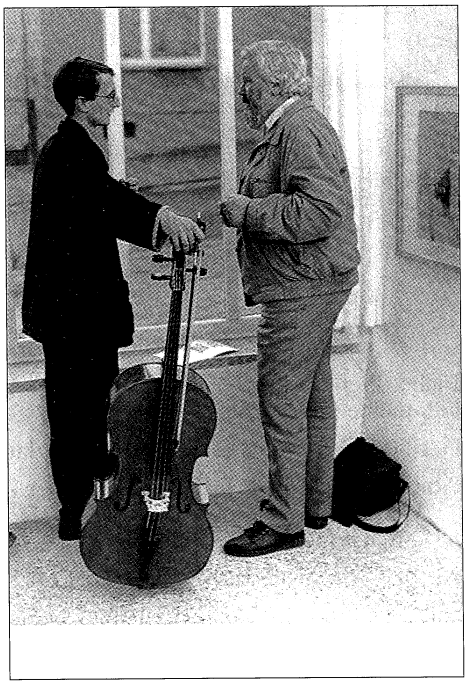
Dies alles widerfuhr ihm im Jahre 1993.

Gerd Gombert wurde 58 Jahre alt. Er hat einsam gelebt, sein letzter Freund war der Tod. Er half ihm gnädig, sich davonzumachen.

Was uns bleibt, ist Gomberts Kunst: Landschaften voller Anmut, zarte Aquarelle, jedes Bild eine Liebeserklärung an die Region, in der er lebte, und an die Stadt, in der er Heimat suchte.

Einige der Bilder hat die Neustrelitzer Wohnungsgesellschaft zur Tilgung von Mietschulden in Zahlung genommen. Nun hängen sie im Wartebereich und, wie es Gerd sich gewünscht hätte, vor den Augen vieler Leute. Wer sie betrachtet, mag sich bezaubern und erheitern lassen.

Helmut Sakowski / Schriftsteller



Mit Johannes Groh während einer Ausstellung in Feldberg, 1991

* * *

Nizza. Nach seinem Besuch im Nationalmuseum „Message Biblique Marc Chagall" am 2. September, als er am Abend durch Nizzas Altstadt lief, steife Pappe, Packpapier und Strippe und vor allem einen großen Bogen Zeichenpapier kaufte und schließlich, in seinem Skizzenbuch blätternd, an der Skizze von St. Paul de Vence hängenblieb. Auf dem kleinen runden Hotelzimmertischchen nun das große leere Blatt, genau darüber eine Lampe mit schwachem Licht. Wenn er sich über das Papier beugte, um es einzufärben in Chagalls „enthusiasmiertes Grün", war sein Schatten darüber und verdunkelte alles. Also arbeitete er oft halb hockend, auch mal mit ausgestrecktem Arm, Zahnbecher und Farbkasten auf Nachttisch und Stuhl, während draußen die Nacht rechts über den Jardin Albert I. zog und von der Promenade des Anglais links – sich am Meer entlang im großen Nizzabogen schwingend – die Lampenkette durch die hohen Palmen herübergrüßte ...

Auf dem Alexanderplatz in Berlin (Foto: Ch. Funke), 1990.

Das ganz große Erleben arbeitete Gerd in dieser Nacht in sein Bild hinein. Und immer wieder die kleine Versuchung, auch noch ein paar Vögel, Chagall-Vögel, einzufügen.

Er erinnerte sich an das Chagall-Zitat: „Engel und Vögel sind für mich synonym." Und er dachte seit Tagen schon über Goldmanns Interpretation nach.

„Der Engel", so hatte der gesagt, „ist für mich das Zeichen, dass es keine Abschottung zwischen dort und hier, dir und mir, jenseits und diesseits gibt, auch nicht zwischen unseren Tiefenschichten und uns."

„Ja, mein ganzes Bild besteht aus Tiefenschichten. Bis zum Morgengrauen habe ich darauf gemalt, der 3. September hat längst begonnen. Nun lasse ich von der oberen Ecke her einfach den Engel in das Bild hineinfliegen. Mit wenigen Strichen und Tupfern. Wie ihn Chagall gemalt hat. Mit einem Blumenstrauß! Mutter, ich hab' einen Engel gemalt!"

Irmtraut Gombert / Schwester
(Tagebuchnotizen vom 2./3. Sept. 1993)

* * *

Lieber Pierre,
hier meine Lebensdaten!

Gerd Gombert, geb. 1. 10. 1935 in Prenzlau

Abitur, dann von 1954–1959 Studium der Kunsterziehung an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald bei Prof. Herbert Wegehaupt; wesentliche Beeinflussung durch seine Ästhetiklehre.

Ab 1959–1978 Kunsterzieher an der EOS „Clara Zetkin" in Neustrelitz.

Seit 1965 Kandidat bzw. Mitglied des Verbandes Bildender Künstler der DDR.

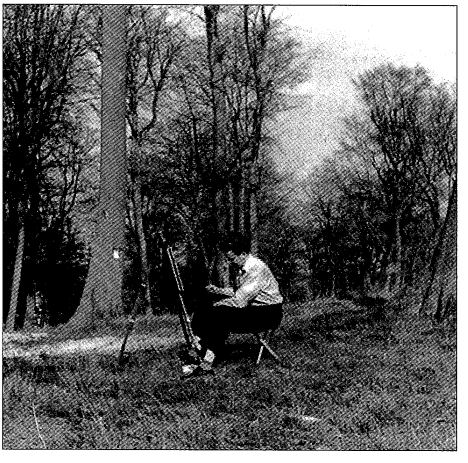
Nach dem Austritt aus dem Lehrerberuf freiberuflich als Maler und Grafiker tätig.

1979–1984 Leiter der Sektion Malerei/Grafik des Verbandes Bildender Künstler im Bezirk Neubrandenburg.

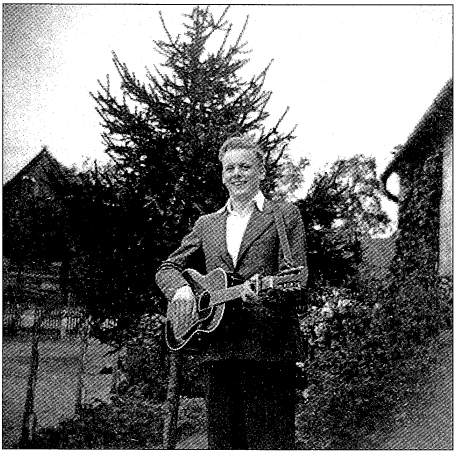
Diverse Personalausstellungen und umfangreiche Ausstellungsbeteiligung im In- und Ausland.

Auslandsreisen sowie Studienaufenthalt in Hannover.

Staatliche Aufträge der Wandgestaltung:
1982 Dekorative Wandgestaltung in der Vorhalle des VPKA Neubrandenburg
1984 Wandgestaltung im Speisesaal der IGN Neubrandenburg



Malen in der Natur (Foto privat)



Mit der Gitarre (Foto privat)

Wichtige Aufträge der Malerei und Grafik:

Gestaltung des Sitzungssaals des Rates des Kreises Neustrelitz
„Musizierende Jugendliche“ für die Musikschule Neustrelitz
„Holzeinschlag und Harzen“ für die Forstwirtschaft Wesenberg
Porträts herausragender Persönlichkeiten
Bilder über die Schiffswerft Rechlin
(Einziger und beliebtester Maler von Neustrelitz, der nur immer den Mund so voll nimmt, ziemlich faul, aber sehr begabt ist – und darauf bildet sich der Kerl noch was ein … liebt nur ganz junge Frauen, die alten achtet er lediglich – kleiner Einwurf aus dem Unterhaus – von den Grünen)

Arbeitsthemen:

„Landschaft mit Bäumen und Seen“
(Natur – Natur – Natur – Natur. Heile Welt, die es noch gibt – jedenfalls hier bei uns; jedenfalls glauben wir das! Ansonsten Kampfansage gegen alle Umweltverschmutzer – aber kein Thema! – und Förderung aller Umweltbehüter – Thema! – Darum: ein Hoch den Grünen. Fall erkannt? Gut so …)

„Mensch in der Landschaft“ und „Arbeitende Menschen“
(Porträts von möglichst bedeutenden Menschen unserer nächsten Umgebung – wie zum Beispiel die eigene oder nichteigene Frau – soll kein Scherz sein! – Ansonsten macht dieser blöde „Gombi“ auch noch Veranstaltungen im eigenen Atelier, damit die Betriebe und Brigaden ihren Kulturbeitrag abrechnen können – genannt „abhaken“ –. Und dafür kriegt dieser Hund auch noch Geld … Spaß zu Ende).

Autobiografischer Bericht von Gerd Gombert, geschrieben zu einer Abschlussarbeit in Kulturästhetik 1989 für Pierre Funke

* * *

„Sie wollten doch noch eine Anekdote über Gombert erzählen.“

„Gern, aber es ist auch eine Theateranekdote. Sehen Sie, dies ist eine Skizze, die er gemacht hat während einer Probe zu meiner Inszenierung ‚Hohn der Angst‘ von Dario Fo. Er hatte sich im Zuschauerraum aufgebaut, zur Verwunderung der Schauspieler. ‚Das ist Gerd Gombert. Er möchte in unseren Proben zeichnen. Er stört uns nicht und wir stören ihn auch nicht.‘ So blieb es zwei Stunden.

Plötzlich rief er lautstark in Richtung Bühne: ‚He, Sie, ja Sie, setzen Sie sich mal hinter den Tisch und Sie dort, etwas näher an den Tisch ran, das ist besser für die Perspektive.‘

Entgeistert sahen mich die Schauspieler an. Dann brüllte ich: ‚Gerd Gombert, unser Zuschauerraum hat sechs Ausgänge. Durch welchen möchtest Du fliegen?‘

Entschuldigend verkroch er sich wieder hinter seiner Staffelei. Die Probe wurde fortgesetzt.“

Skizze aus der Probe: Dario Fo „Hohn der Angst“

„Auch wenn Ihr Gombert-Buch zunächst aus privaten Motiven entstanden ist, zeigt doch die Resonanz auf Ihre Publikation, dass es wichtig ist, die Erinnerung an diesen sensiblen Maler wachzuhalten, damit seine Spuren nicht verweht werden in unserer schnelllebigen Zeit. Sie erzählten eingangs von jenem kuriosen Anruf, aber vielleicht sollte hier auch noch von Interesse sein, einige Zuschriften zu dem Buch vorzustellen."

Eva Strittmatter
Schulzenhof, 5. 11. 99

Lieber Erhard Kunkel, wie haben Sie das bloß geschafft, eine so aufwendige prachtvolle Ausgabe der Arbeiten von Gerd Gombert zu machen? Ich weiß durch meine Malerfreunde, wie schwierig und wie teuer es ist, einen bescheidenen Katalog zu drucken. Da haben Sie dem Maler G. ein würdiges und schönes Gedächtnis geschaffen!

Es ist erstaunlich, wie G. aus den Texten aufersteht, die die Reproduktionen kontrapunktieren. Ich wünsche mir nicht, G. gekannt zu haben (weil ich so einen Schrecken vor Trinkern habe), aber seine Arbeiten reden sympathisch zu mir. Sein Schicksal, sein früher Tod scheinen gesetzlich zu sein, er hat gewüstet mit sich, aber so etwas geschieht ja immer mit Grund, unter Zwang. Gegen diese Gesetzlichkeit kann man keinen Einwand machen. Dass Sie aber helfen, die Spuren von G. zu sichern, halte ich für ein großes Verdienst.

Ich wünsche Ihnen eine leidliche Spätherbstzeit und einen erfreulichen Winter!

Ihre Eva Strittmatter

Irmtraut Gombert, die Schwester des Malers, übermittelte Erhard Kunkel einen Brief des Chagall-Forschers Christoph Goldmann, dem der Maler im letzten Jahr seines Lebens in Nizza begegnete.

Dr. Christoph Goldmann
1. November 1999

Liebe Irmtraut, das wunderschöne Buch mit den Arbeiten von Gerd ... Alles ist daran schön geworden.

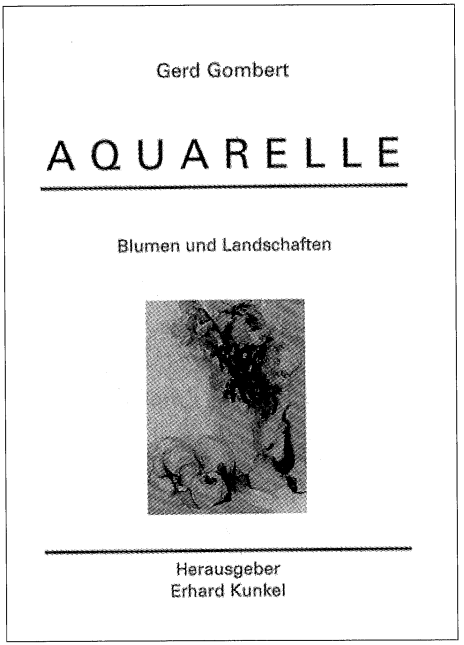
Schon diese wunderbare Idee mit dieser Form der Edition in zwei Büchern und dazu dieser geschmackvolle offene Schuber, und der noch in Farbe, die Gerds letztes Bild ganz und gar bestimmt hat!

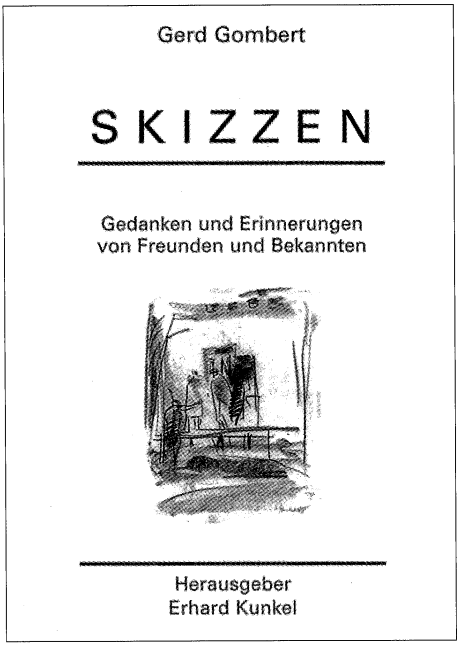
Der Wechsel zwischen den Bildern und den Texten: Wie wünschte ich jedesmal, wenn ich darin etwas suche, Gerd hätte das erleben können. Solche wunderbaren Worte von Freunden und Kunstkennern! Und dann Deine eigenen Worte! Wie gern hättest Du ihm die wohl noch selbst gesagt ... Mir geht so vieles dabei durch den Sinn.

Ja und dann natürlich Gerds Zeichnungen und Aquarelle – so unterschiedlich und so voller Ausdruckskraft und trotzdem wieder ganz zart. Wie ein Psychogramm der vielen Seiten/Saiten, die ihn ihm waren. Und könnte es eine schönere Vergegenwärtigung Gerds überhaupt geben? Der Herausgeber muss ein besonderer Mensch mit solcher Einfühlung und einem wunderbaren Formgefühl sein.

Ich freue mich und danke Dir, dass Du mir dieses Geschenk gemacht hast und grüße Dich herzlich.

Dein Christoph





Titelblätter der zweiteiligen Ausgabe

Christiane Funke
Neustrelitz
Im Dezember 1999

Lieber Herr Kunkel, es ist mir einfach ein Bedürfnis, Ihnen für Ihr Werk „Gerd Gombert – Skizzen und Aquarelle" meinen persönlichen Dank zu sagen. Sicherlich tue ich es auch im Namen vieler, die Gerd Gombert verehrten und ihm sehr nahe waren, aber auch derjenigen, die durch ihre Arbeit zum ersten Mal mit dem Namen Gombert in Berührung kommen.

Nach seinem Tod herrschte große Bestürzung. Wie sollte man umgehen mit der Tatsache, dass dieser nicht nur für Neustrelitz bedeutsame Mensch und Künstler nicht mehr da ist; dass er gerade nach der politischen Wende neben Lichtblicken auch existenzielle Ängste durchleben musste …

Welch ein Verlust für die Kunstlandschaft – und nicht nur unserer Region – wenn dieses Erbe nicht aufgearbeitet werden würde.

Sie haben sich einfach aufgemacht und damit begonnen, das Leben und Wirken Gerd Gomberts in ungewöhnlich lebendiger Weise zu reflektieren … Sie verdichten Aussagen, Erlebnisberichte, herrliche Skizzen, Studien und Aquarelle mit großer Sensibilität und hervorragende künstlerischen Gespür zu einer ersten Publikation, die nicht nur Erinnerung bedeutet, sondern in der ausgewogenen Synthese von Bild und Text tief bewegt.

Gerd sagte mir einmal bei einer Kritik zu meinen Arbeiten: „Es ist erst einmal nicht wichtig, dass du ein Ergebnis hast, das du herumzeigen kannst – wichtig ist, dass man deine Seele darin findet – alles andere kommt dann von selbst."

Mit diesem besonderen Werk sind Sie nach meiner Meinung beiden Ansprüchen gerecht geworden. Ich hoffe und wünsche mir, dass Sie weitermachen, dass Ihnen die Gelegenheit auch durch weitere Unterstützung gegeben wird, den umfangreichen Nachlass von Gerd Gombert aufzuarbeiten – in welcher Form auch immer. Sie haben durch Ihr persönliches Engagement einen großen ersten Schritt getan.

Nochmals danke!

Christiane Funke

„Aber jetzt möchte ich noch wissen, wie Sie überhaupt zum Büchermachen gekommen sind. Denn Ihr Buch über Gerd Gombert war ja, wie ich weiß, nicht Ihr erstes."

„Wieder über das Theater. Da musste zu jeder Inszenierung ein Programmheft gemacht werden. Für mich bedeutet das Programmheft die Visitenkarte der Inszenierung, es muss in Form und Inhalt meinen Vorstellungen zum Stück entsprechen. Aussage, Format, Layout, Papier, Einbindung – alles muss bedacht und in der Druckerei besprochen werden. Hier wurde mein Interesse am Büchermachen geweckt. – Inzwischen sind eine Anzahl von Büchern entstanden mit eigenen und fremden Texten, mit Illustrationen von mir befreundeten Graphikern in kleinen Auflagen, meist zum Verschenken an Freunde. Das Buch über Gerd Gombert ist das erste Buch in einer größeren Auflage.

Auf Initiative des Neustrelitzer Bürgermeisters wurde es gestützt von Institutionen der Stadt, zur notwendigen Erinnerung an ihren Maler.

Gerd Gombert verstarb am 28. November 1993 in Neustrelitz."

E-Mail-Adresse für Klasse 7/5

Multimediales Lernen am Carolinum

Von unserem Redaktionsmitglied Marina Spreemann

Neustrelitz. 7HB.caro.utz@gmx.de – diese „Formel" ist auch für Uneingeweihte zu entschlüsseln. Sie bedeutet, dass die Klasse 7 von Lehrer Heiko Benzin am Gymnasium Carolinum in Neustrelitz jetzt unter der angegebenen Adresse E-Mails empfangen kann. Die Gruppe gehört damit zu den wenigen Schulklassen mit eigener E-Mail-Adresse.

Englisch und neue Medien

An ihrer Schule werden neue Medien und Multimedia schon lange groß geschrieben, wie Klassenlehrer Heiko Benzin berichtet. Für ihn sollten Computer nicht nur im Informatik-Unterricht eine Rolle spielen. „Englisch und neue Medien gehören für mich auch zusammen", meint Benzin. Deshalb ist der Englisch-Lehrer am Carolinum einer derjenigen, die für ihre Stunden das neue, multimediale Klassenzimmer der Schule nutzen.

Da wird dann zum Beispiel am Rechner neben der Tafel mit sogenannter unterrichtsbegleitender Software gearbeitet: Martin und Johannes helfen „Patricia" in ihrem „Diningroom" bei Party-Vorbereitungen. Sie müssen genau hinhören, welche Gegenstände per Mausklick an welchen Platz zu bewegen sind. Die Mitschüler können mit Hilfe des Multimedia-Projektors zuschauen, ob die Jungs alles richtig machen.

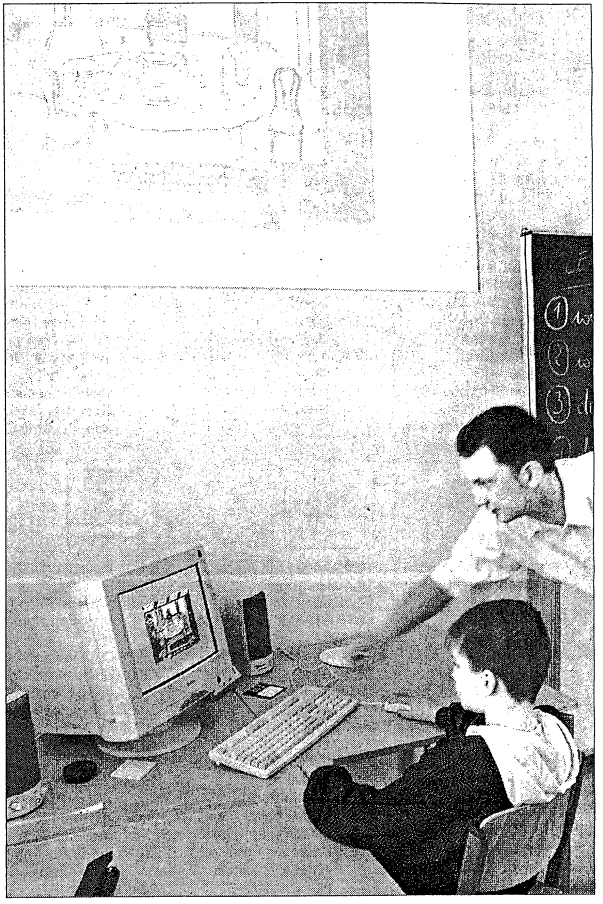
Außerdem geht es in der Stunde um E-Mails. Aber nicht nur als Trockenübung. Es ist schon ein elektronischer Brief eingetroffen – aus Spartanburg in South Carolina, USA. Dort lebt eine Lehrerin, die einige Zeit am Neustrelitzer Carolinum zu Gast war und nun auf Antwort wartet. Die Jungen und Mädchen machen sich gruppenweise an die Arbeit und übersetzen fleißig. Wer eine Vokabel nicht im Wörterbuch findet, kann Steffen befragen, der am Rechner ein „Online-Dictionary" bedient. Worte wie Laub oder Schlitten findet er ruck, zuck für seine Mitschüler heraus. Und am Ende der Stunde geht tatsächlich ein erster kurzer Brief per Datenleitung nach Spartanburg.

Schüler Robert Grimmecke ist begeistert vom Arbeiten im Multimedia-Klassenraum. „Viel besser, als wenn alles an der Tafel steht. Man ist selber aktiver und passt einfach mehr auf", sagt der Junge.

Ideen vom Lehrer

Doch Lehrer Heiko Benzin betont auch, dass eine solche Multimedia-Stunde nicht überladen werden darf und nicht jede Stunde in dem speziellen Raum stattfinden sollte. „Der Lehrer muss weiter als Medium auftreten, mit seinen Ideen aktiv sein", meint er. Andererseits wisse er natürlich schon, wie spannend die Schüler das Internet finden. Für seine Stunden versuche er Information, Bildung und Unterhaltung zusammenzubringen. „Leistung muss am Ende aber auf jeden Fall herauskommen", erklärt er.

Manuela Jacobeit, die Vorsitzende vom Schulelternrat, findet die Möglichkeiten im neuen Multimedia-Klassenraum super. „Ich wünsche mir, dass der Raum nicht leer bleibt und für viele Fächer genutzt wird", sagt die Mutter von zwei Carolinern. Sie hebt hervor, dass der Klassenraum mit Hilfe von Sponsoren und vom Schulverein eingerichtet werden konnte. 50 000 Mark waren notwendig, um Multimedia-Projektor, Arbeitsplätze, Drucker und Server anzuschaffen.



Heiko Benzin hilft Martin am Rechner. Die anderen Schüler können zusehen.

Nordkurier : 26.11.98

Schliemanns Wohnhaus als numismatisches Museum

Aus der griechischen Hauptstadt Athen kommt die Nachricht, dass das einstige Wohnhaus des Troja-Entdeckers Heinrich Schliemann (1822–1890) nunmehr als numismatisches Museum genutzt wird. Rund 600 000 Münzen von der Antike bis zur Gegenwart fanden im „Iliou Melathron" ein neues Domizil. Schliemann selbst hatte eine umfangreiche Münzsammlung besessen und in seinem Wohnhaus, das eher einem Palast glich, in mehreren Vitrinen ausgestellt. Das ehemalige Schliemann-Haus war über viele Jahre ungenutzt gewesen. Nach einer umfangreichen Renovierung wurde es jetzt einer numismatischen Nutzung zugeführt.

1870 nutzte Heinrich Schliemann die Gunst der Stunde und kaufte in der Odos Mouson in Athen, in feinster Gegend nahe dem Syntagma-Platz, ein feudales Haus. Die Grundstückspreise waren damals ungewöhnlich niedrig. Kein Wunder, denn Athen hatte zu jener Zeit gerade einmal 60 000 Einwohner. Wenige Zeit später kaufte Schliemann weitere Grundstücke an verschiedenen Stellen der Stadt. Unter den Grundstücken befand sich auch eines von 500 Quadratmetern an der Odos Panepistmiou nahe der Staatsbibliothek. Das Grundstück hatte 68 000 Drachmen gekostet. Seiner jungen Frau Sophia versprach er: „Eines Tages werde ich darauf einen Palast bauen!"

Dieser Palast entstand dann auch an der Odos Panepistimiou, der Universitätsstraße. Aus Sachsen hatte sich Schliemann dafür den Architekten Ernst Ziller (1837–1923) geholt. Er schuf nach den Angaben seines Bauherren in den Jahren 1879–1880 einen Palast à la Hollywood, ein bisschen Renaissance, ein bisschen Pompeji, Kitsch und Phantasie. Zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk war in goldenen Lettern zu lesen: „Iliou Melathron". Die homerische Wortschöpfung bedeutet wörtlich „Dachgebälk oder Wohnung von Troja". Schliemann selbst übersetzte es: „Hütte von Iliou". Umgeben von Gärten mit Statuen und Springbrunnen geriet „Iliou Melathron" zu einem repräsentativen Museumswohnpalast mit Denkmalcharakter.

In der „Neustrelitzer Zeitung" Nr. 10 bis 13 aus dem Jahre 1884 wurde der Palast wie folgt beschrieben:

„Über dem Eingang zum Erdgeschoss, das mit seinem Säulengang und Mauernischen ausschließlich musealen Zwecken dient, präsentiert sich ein Abguss der aus Troja stammenden Helios-Metope. Eine breite weiße Marmortreppe führt zum ersten Stockwerk, in dem sich die Gesellschaftsräume befinden, unter anderem ein Ballsaal für 300 bis 400 Gäste, ein Speisezimmer und mehrere Salons, insgesamt 25 Zimmer. Fußböden und Wände sind mit Mosaiken im pompejanischen Stil verziert. Zwischen Säulen und Pilastern Putten als Ausgräber, und über jeder Tür, jedem Durchgang in großen Buchstaben Homer-Zitate und Sprüche der Sieben Weisen wie ‚Erkenne Dich selbst'. ‚Nachdenken ist alles'. ‚Am besten ist es, Maß zu halten'. ‚Unwissenheit ist lästig'. ‚Nur nicht übertreiben'. Ein Windrad im Garten pumpt Wasser in das im zweiten Stock liegende Badezimmer."

Gäste empfing Heinrich Schliemann mit Vorliebe in seiner Bibliothek. Von diesem Raum ging noch am meisten Wärme aus, weil er in pompejanischem Rot gehalten war. An drei Wänden standen halbhohe Bücherregale. An der vierten Wand befand sich ein marmorner Kamin. Auf dem Kamin stand eine Büste Homers, die täglich mit einem frischen Ölzweig bekränzt werden musste. Über dem Kamin hing eine große Fotografie von Sophia Schliemann (1852–1932) in griechischer Landestracht, auf dem Kopf eines der trojanischen Diademe. Daneben Diplome von archäologischen Gesellschaften und Akademien. In der Mitte des Raumes standen drei Tische, zwei Vitrinentische mit einer

Sammlung griechischer Münzen und ein gewöhlicher Tisch mit Zeitungen und Zeitschriften. Seine Büchersammlung beschränkte sich in der Hauptsache auf die Thematik der klassischen Antike. Daneben schätzte Schliemann Bulwer, Dickens, Hugo, Racine, Goethe, Schiller, Leibniz und Kant.

Schliemann verfügte über zwei Arbeitszimmer, eines für den Winter, das andere für den Sommer. Diese Arbeitszimmer waren nach Süden und Osten ausgerichtet. Dann gab es im „Iliou Melathron" ein Studierzimmer. Hier standen mehrere Schreibtische, in der Mitte des Raumes ein hohes Pult, denn Schliemann war gewöhnt, im Stehen zu arbeiten. Hier schrieb er jeden Tag bis zu zwanzig Briefe. An den Wänden standen Schränke mit Altertümern. Darüber hingen die wichtigsten Diplome, die Schliemann erhalten hatte.

Gerhard Schley

Buchbesprechungen

Gravierende Lücke wurde geschlossen

Mit jüdischem Leben in Mecklenburg und Vorpommern macht seit dem Jahresende 1998 ein von Irene Dieckmann herausgegebener „Wegweiser" bekannt, womit, es sei vorweggenommen, zur Aufarbeitung eines Desiderates beigetragen wird. 1874 erschien L. Donaths umfassende Darstellung „Zur Geschichte der Juden in Mecklenburg", auf die bisher immer wieder zurückgegriffen werden mußte, und die nicht umsonst seit 1984 als Reprint vorliegt. Gewiß, auch die lokale Forschung hat gerade in den letzten zehn Jahren eine Reihe von Beiträgen zum Thema geliefert, Autoren wie der Schweriner Jürgen Borchert haben die reiche jüdische Vergangenheit unseres Landes schon länger ins öffentliche Bewußtsein gerückt. Lobenswert ist auch die Veröffentlichungstätigkeit des Landesbüros der Friedrich-Ebert-Stiftung. Seit 1995 liegt zudem, von M. Heitmann und J. H. Schoeps herausgegeben, eine Geschichte der Juden in Pommern vor. Auch die Jubiläumsaktivitäten von 1995 haben das Thema gestreift. Einige ältere Beiträge allerdings, so aus den 30er Jahren, müssen zumindest in ihren Wertungen und Schlußfolgerungen äußerst kritisch betrachtet werden. Der Strelitzer C. A. Endler bildet hier leider keine leuchtende Ausnahme. Alles in allem: Dieser „Wegweiser" war notwendig.

Wie der zuvor erschienene Band zum Land Brandenburg und der nachfolgende über Sachsen-Anhalt enthält das Buch einführende Kapitel zur Geschichte der Juden, im besprochenen Band getrennt nach Mecklenburg und Vorpommern. Trotz der gebotenen Kürze schöpfen Christa Cordshagen, Wolfgang Wilhelmus und Hans-Michael Bernhardt vor allem aus den archivalischen Quellen. Mecklenburg nimmt durch die an der Vertreibung der Juden von 1492 festgemachten Zweiteilung in die Beiträge von C. Cordshagen (bis 1492) und H.-M. Bernhardt (von 1679 bis 1942) einen deutlich größeren Raum ein.

Angemessen vertreten sind alle Landesteile in den 15 sogenannten Ortskapiteln.

Alt-Strelitz, Anklam, Boizenburg/Elbe, Demmin, Greifswald, Güstrow, Krakow am See, Neustadt-Glewe, Pasewalk, Ribnitz-Damgarten, Rostock, Schwerin, Stralsund, Teterow und Waren/Müritz erfahren eine eingehende Würdigung. Sowohl ausgewiesene Historiker als auch engagierte Heimatforscher konnten hierzu als Autoren gewonnen werden.

Inhaltlich abgerundet wird der „Wegweiser" durch die 13 Essaykapitel des zweiten Teils, die es erlauben, auch ungewöhnte Blicke auf das Judentum in Mecklenburg-Vorpommern zu werfen. In diesem Teil des Buches ist vor allem das biographische Element vertreten. Thematisiert werden aber genauso wirtschaftliche Aspekte, Synagogenbau, die Todesmärsche des Frühjahrs 1945 und jüdisches Leben in Mecklenburg-Vorpommern heute. Hier hat auch das fundierte Kapitel „Juden und Juden-Image in der niederdeutschen Literatur Mecklenburgs" des kürzlich verstorbenen Potsdamer Professors Werner Rieck einen Platz erhalten.

Aus Strelitzer Sicht sind zwei Beiträge besonders interessant. Klaus Giese schildert gewohnt detailliert die Geschichte der (Alt-) Strelitzer jüdischen Gemeinde (S. 51–66). Leider krankt der Artikel – häufig ein Problem der Heimatgeschichtsforschung - am fast vollständigen Fehlen von Anmerkungen. Belege sind somit nur schwer zu ermitteln.

Anders bei Christoph Poland. Obwohl seine ‚Plaudereien über einen Vergessenen'. Der Sprachforscher, Aufklärer, Humanist, Pädagoge und Demokrat Daniel Sanders aus Strelitz (S. 413–428) tatsächlich einen Essay darstellen und sehr persönlich gehalten sind,

entbehren sie nicht des notwendigen Apparats. Poland läßt das Leben Sanders' (1819–1897) Revue passieren und schildert gleichzeitig bewegend Sanders' „Wiedergeburt" in Strelitz, an der er, bekennender Sanders-Anhänger, nicht unbeteiligt war.

Zusammenfassend läßt sich sagen, dass der Band trotz unterschiedlichen Stils und Qualität der einzelnen Beiträge sein Ziel, einen „ersten repräsentativen Querschnitt" zur Geschichte der Juden in Mecklenburg und Vorpommern zu geben, auf das Beste erreicht hat. Bei einer zwecks weiter Verbreitung zu wünschenden zweiten Auflage können einzelne Rechtschreibfehler beseitigt und Literaturangaben vereinheitlicht werden. Der Nutzen des Buches wird durch einen umfangreichen Anhang (u.a. Auswahlbibliographie, Glossar, Namenverzeichnis), reiche Bebilderung und zwei Übersichtskarten zu jüdischem Leben in Mecklenburg und Vorpommern vor 1933 und zu jüdischem Leben und Spuren jüdischer Kultur in Mecklenburg-Vorpommern heute zusätzlich erhöht. Die Zusammenarbeit von Europäischer Akademie M-V (Waren/Müritz), Landeszentrale für politische Bildung M-V (Schwerin), Landesverband der jüdischen Gemeinden in M-V (Schwerin), Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien e.V. (Potsdam) und der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock „Max-Samuel-Haus" (Rostock) hat sich in jedem Falle gelohnt.

Marco Zabel

Wegweiser durch das jüdische Mecklenburg-Vorpommern, hrsg. von Irene Dieckmann. Im Auftrag des Moses Mendelssohn Zentrum für Europäisch-jüdische Studien (=Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt und Thüringen, Bd. 2), Potsdam (Verlag für Berlin-Brandenburg) 1998, 544 S., ca. 300 Abb., 78,- DM.

* * *

Neubrandenburger Geschichte aus der Sicht eines Fischers

Neustrelitz (GSY). Als das „Fischerleben" von Gerd Skibbe erschienen war, wurde diese Veröffentlichung wohlwollend von den Lesern angenommen. War der Inhalt doch voll aus dem Leben geschöpft. Die Menschen, die beschrieben wurden, waren keine Fantasiegestalten. Fischerkollegen ermunterten den Autor: Das war doch nicht alles! Gemeinsame Erlebnisse und Begebenheiten wurden in Gesprächen aufgefrischt. Auch Lesungen aus dem Buch machten besonders zahlreiche Neubrandenburger neugierig. Auch sie wollten noch mehr erfahren.

Gerd Skibbe spürte schon in jüngeren Jahren den Wunsch in sich, Fischer zu werden. Aber auch eine andere Seite machte sich bemerkbar: Erlebtes zu Papier zu bringen. Doch das war einigen Kulturverantwortlichen damals zu realistisch und passte nicht in die sozialistische Ideologie. So blieben ihm die Zirkel „schreibender Arbeiter und Bauern" verschlossen. Nach der Wende in der DDR griff G. Skibbe verstärkt seine schriftstellerischen Ambitionen wieder auf. Er reihte in spannender Ausdrucksweise Episode an Episode und hatte damit Erfolg.

Jetzt legte er seinen Fortsetzungsband „Fischerleben II" vor, erschienen im Verlag Lenover Neustrelitz. Der Autor holt darin zu einer Art Befreiungsschlag aus, galt es doch, ein Detailstück DDR-Geschichte aus der Sicht eines Binnenfischers aufzuarbeiten. Wie war es damals mit der Planerfüllung? Ständig werden alle Tätigkeiten der Fischer durch einen „Ehrenfischer", den Altkommunisten Hermann Göck, argwöhnisch begleitet. Er wacht darüber, dass alle Fischer auf Parteilinie bleiben. Zu einem Eklat kommt es nach einer Brigadefahrt nach Moskau. Kommunistische Propaganda und erlebte Wirklichkeit prallen aufeinander. Und wie war es, wenn man zu DDR-Zeiten eine Baugenehmigung und Baumaterial benötigte? Die Fischer hatten ein Produkt, das mehr wog als Gold: Aale! Mit grünen und geräucherten Aalen öffneten sich bei manchen Funktionären die Türen. Konnte unter solchen Bedingungen der real existierende Sozialismus von Bestand sein?

Niemals! 1989 kündigte sich das Ende der DDR an und der Autor beschreibt den holprigen Übergang in eine zunächst ungewisse Zukunft. Immer wieder stehen Menschen und ihre Schicksale auch in „Fischerleben II" im Mittelpunkt einzelner Episoden. Hier und da taucht die Frage auf: War das schon alles? Es sollte nicht verwunderlich erscheinen, wenn der Autor bereits ein „Fischerleben III" ins Auge gefasst haben sollte.

Gerd Skibbe, Fischerleben II, Verlag Lenover Neustrelitz 1999, ISBN-Nr. 3-930164-52-3.

* * *

Neuerscheinung: „Strelitzer Land 2000" vorgestellt

Neustrelitz (GSY). War man vor einem halben Jahr noch skeptisch, so konnte der Freundeskreis „Strelitzer Land" jetzt stolz im Seniorenclub in Strelitz-Alt sein zweites Heft „Strelitzer Land 2000" präsentieren. Das erste Heft wurde von zahlreichen heimatverbundenen Lesern positiv angenommen. Es gab Lob, aber auch Kritiken. Die Redaktion hat sich bemüht, Vorschläge, Hinweise und Kritiken zu berücksichtigen.

Das Heft 2 der neuen Reihe „Strelitzer Land" bringt eine bunte Palette interessanter Beiträge, die in Mecklenburg-Strelitz angesiedelt sind. Rudi Walther, Vorsitzender des Heimatvereins Mecklenburg-Strelitz e. V., stellt gleich zu Beginn eine heimatkundliche Untersuchung zum Burgberg in Weisdin vor. Jean Bellmann beschäftigt sich mit Strelitzer Begebenheiten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und Annalise-Wagner-Preisträgerin Gisela Krull macht uns mit herrschaftlichen Nebenbetrieben bei Peckatel und Brustorf bekannt: einem Teerofen, einer Glashütte und einer Bockwindmühle. Klaus Borrmann stellt ein Strelitzer Waldmuseum vor. Dr. Gustav-Adolf Strasen untersucht sehr umfassend die Entwicklung des jungen Freistaates Mecklenburg-Strelitz nach der Novemberrevolution 1918 in Deutschland und die Abwehr des Kapp-Putsches 1920.

Sieglinde Päsler-Tunsch beschreibt ein Haus im Wandel der Zeiten, die Villa in der Marienstraße 8 in Neustrelitz. Jean Bellmann meldet sich noch einmal zu Wort und beschreibt die Stadt Strelitz im Jahr 1945. Erwin Hemke ist mit drei Beiträgen vertreten: Der Heimweh-Stein des Wenzel Wenisch, Saatkrähen in Mirow und die Blutbuchen im Strelitzer Land.

Werner Wietasch gibt einen Rückblick und frischt Erinnerungen zum Wildforschungsgebiet Serrahn im Landkreis Mecklenburg-Strelitz auf. Mit einer Episode aus vierzig Jahren DDR-Landwirtschaft beschäftigt sich Reinhard Simon – der Jungrinderanlage Wesenberg bei Wustrow. Einst Vorzeigeobjekt der DDR-Landwirtschaft, kam mit der Wende 1991 das Aus. Seitdem ist die einstige Jungrinderanlage dem völligen Verfall preisgegeben. Ein westdeutscher Industrieunternehmer, der aber wenig Ambitionen für das Weiterführen der Tierproduktion hegte, hatte die Anlage damals gekauft.

Autorenkollektiv, Strelitzer Land 2000, Verlag Lenover Neustrelitz 1999, ISBN-Nr. 3-930164-60-4.

* * *

Neuerscheinung: Zur Einweihung des Georg-Denkmals 1866 in Neustrelitz

Neustrelitz (GSY). Ein besonderes Bonbon hat der Verlag Lenover Neustrelitz noch vor dem Weihnachtsfest für die Neustrelitzer Heimatfreunde herausgegeben. Es handelt sich um eine Festschrift, die anlässlich der Einweihung des Denkmals am 17. Oktober 1866 für den Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz von der Hofbuchhandlung G. Barnewitz in Neustrelitz herausgegeben worden ist. Die Festschrift ist überschrieben mit „Zum 17.Oktober 1866". Ein Autorenname ist nicht angegeben. Dafür ist zu lesen: „Allen lieben Landsleuten gewidmet von einem Mecklenburger". Es bleibt zu vermuten, dass die Festschrift im Auftrage der großherzoglichen Regierung verfasst wurde.

Lange Zeit galt die 1866 veröffentlichte Festschrift bei Heimatfreunden als Rarität. Nur sehr wenige Originalexemplare waren bekannt, aber für die Öffentlichkeit kaum zugänglich. Joachim Studier, Mitglied des Heimatvereins Mecklenburg-Strelitz e.V., hatte ein Originalexemplar einmal geschenkt bekommen. Das Exemplar verschwand in einer Schublade, wo es kürzlich wiederentdeckt wurde. Da das Georg-Denkmal bei Diskussionen um die Neugestaltung des Neustrelitzer Marktplatzes immer wieder zur Debatte gebracht wird, dürfte die Festschrift besonders bei vielen Heimatfreunden von Interesse sein.

Vermittelt werden in der Festschrift zahlreiche Fakten zur Familiengeschichte des Mecklenburg-Strelitzer Herzoghauses. In diesem Zusammenhang stehen auch umfangreiche Informationen zur Geschichte des ehemaligen Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz. Diese geschichtlichen Informationen dürften in Vorbereitung auf das Jubiläum „300 Jahre Mecklenburg-Strelitz" im Jahre 2001 von Interesse sein.

Die geschichtsträchtige Festschrift zur Einweihung des Neustrelitzer Georg-Denkmals ist jetzt als Reprint im Buchhandel erhältlich.

Zum 17. Oktober 1866, Reprint der Festschrift zur Denkmalsenthüllung in Neustrelitz 1866, Verlag Lenover Neustrelitz, ISBN-Nr. 3-930164-56-6.

* * *

„Waldtrauts" Rückkehr nach Hinrichshagen

Neustrelitz (GSY). Vor einiger Zeit stellte Waldemar Neubauer in der Regionalpresse eine Reihe von Autoren aus Mecklenburg-Strelitz vor. Viele von diesen Autoren sind schon lange in Vergessenheit geraten. Es ist dem Verfasser W. Neubauer zu danken, dass er solche Autoren aus der Versenkung geholt hat.

Zu den vergessenen Autoren gehört Wilhelmine Margaretha Charlotte Waack aus Lübeck. Schon sehr frühzeitig entdeckte sie ihre Neigung, literarisch zu arbeiten. Im Alter von 14 Jahren brachte sie ihre erste längere Geschichte zu Papier. Es folgten kleine Gedichte und eigene Texte für das häusliche Puppentheater. Am 25. September 1863 heiratet sie den an der Höheren Mädchenschule in Neustrelitz amtierenden Lehrer und Stadtgeistlichen Johannes Rüdiger. Sechs Jahre waren die beiden verlobt, davon drei Jahre heimlich. Es folgten 13 Ehejahre in Neustrelitz, wo acht Kinder geboren werden.

Johannes Rüdiger wird 1876 zum Pastor von Hinrichshagen bei Woldegk ernannt. Die Familie zieht von Neustrelitz nach Hinrichshagen um. Nachdem sich die Lebensverhältnisse verschlechtern, erinnert sich Wilhelmine an ihre frühere schriftstellerische Tätigkeit. Sie greift zu Bleistift und Papier und schreibt ihr erstes Buch. Die Geschichte ist im Mittelalter angesiedelt und spielt natürlich in Hinrichshagen. Der Titel des Buches lautet schlicht „Waldtraut" und verfolgt in den Jahren 1405 bis 1427 in Form einer Chronik das Schicksal von Waldtraut und dem Junker Raimund, Ritter von Hinrichshagen. Die Geschichte ist frei erfunden. Als die Autorin unter dem Namen Minna Rüdiger das Manuskript an einen Verlag einreicht, ist sie erstaunt: das Manuskript wird sofort angenommen und gedruckt. Hoch erfreut ist sie dann, als ihre „Waltraut" von den Lesern angenommen wird. Schnell ist eine Auflage verkauft, und eine weitere muss folgen. Angespornt durch den Erfolg, schreibt Minna Rüdiger fleißig weiter. „Freunde fürs Leben", „Treue um Treue", „In der Dämmerstunde", „Das helle Licht", „Die Frau des Ratmannen", „Der Einsiedler von Falkenhorst", „Barbara" oder „Die Ritter von der Hopfenburg" sind einige Titel ihrer über sechzig Romane, Erzählungen und Novellen.

Nunmehr erlebt „Waldtraut" von Minna Rüdiger ihre Rückkehr nach Hinrichshagen. Der Verlag Lenover Neustrelitz hat es möglich gemacht. Als Reprint gab der Verlag die einstige 23. Auflage der „Waldtraut" aus dem Jahre 1891 heraus. Sollte der Reprint durch

die Leser angenommen werden, will der Verlag Lenover Neustrelitz weitere Werke von Minna Rüdiger folgen lassen. Aber auch andere in Vergessenheit geratene Autoren aus Mecklenburg-Strelitz sollen ein Chance erhalten. Der Anfang wurde mit „Waldtraut"-gemacht. Ein empfehlenswertes Buch für alle, die sich mit der Heimatgeschichte verbunden fühlen. In einer Kritik wurde damals über das Buch geurteilt: „Eine der wenigen historischen Erzählungen, in denen die behandelte Geschichtsperiode dichterisch schön ausgestaltet ist. Dazu ist das Buch von einer religiösen Stimmung durchzogen, die wie ein Hauch aus höheren Welten anmutet. Selten ist soviel Duft der Poesie, Tiefe der Empfindung, Schönheit und Reinheit des künstlerischen Gedankens vereinigt, wie in Waldtraut".

Minna Rüdiger, Waldtraut, Reprint der Ausgabe von 1891, Verlag Lenover Neustrelitz, ISBN-Nr. 3-930164-49-3, 200 Seiten.

* * *

Das Vogeljahr am See

Neustrelitz (GSY). In der Schriftenreihe „Strelitzer Geschichte(n)" des Verlages Lenover Neustrelitz liegt nunmehr das 20. Heft vor. Reinhard Simon, der seit fast zehn Jahren ein Naturschutzgebiet im Landkreis Mecklenburg-Strelitz betreut, hat seine Beobachtungen in dem neuen Heft unter dem Titel „Das Vogeljahr am See" festgehalten. Rudi Walther hat sie anschaulich illustriert.

Mit über 360 Seen über einen Hektar Fläche gehört der Landkreis Mecklenburg-Strelitz zu den seenreichsten Landkreisen in der Bundesrepublik Deutschland. Tausende Einheimische, Sommerfrischler und Wassersportler suchen Jahr für Jahr in dieser Landschaft Ruhe und Erholung. Dabei können zahlreiche Tiere in der Natur beobachtet werden: Rothalstaucher, Graugänse, Fischotter, Seeadler, Beutelmeisen, Drossel- und Teichrohrsänger, Bleßrallen, Stockenten und bei Geduld und Ausdauer sogar wieder Biber.

Schellentenweibchen an der Nisthöhle

Zeichnung: Rudi Walther

Reinhard Simon beginnt seine Beobachtungen mit dem 18. Januar. Seit Wochen herrscht strenger Winter bis zu zehn Grad unter Null. Alles Leben am See scheint ausgestorben zu sein. Aber es scheint nur so. Ein alter Seeadler kreist über den zugefrorenen See und auch verschiedene Kleinvögel sind auf Nahrungssuche. Am 23. Februar ist der See bereits eisfrei und die ersten Zugvögel haben sich eingefunden. Im März sind Haubentaucher und Rohrammern typische Frühlingsboten. Im April ziehen einige Schneeschauer über den See. Neben den sich bis zum Dezember hinziehenden Beobachtungen werden auch eine Reihe von Problemen angesprochen: Autofahrer auf einer Wiese, die oftmals viel zu vielen Angler am See. Mit Verordnungen und Verboten ist hier kaum etwas zu erreichen. Hier muss noch viel Aufklärungsarbeit geleistet werden, um ein allgemeines Verständnis für die Natur zu erreichen. Ein Naturschutzgebiet bedeutet nicht grundsätzlich immer ein für Menschen gesperrtes Gebiet. Naturschutzgebiet bedeutet jedoch immer, dass die Natur mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt hier Vorrang genießt.

Wer die Beobachtungen von Reinhard Simon liest, wird angehalten, sein Verhältnis zur Tier- und Pflanzenwelt zu überprüfen.

Das Verhalten der Tiere am See wird anschaulich und zugleich spannend beschrieben. Auf Störungen reagieren einige Tiere sehr empfindlich. Wer mehr über die Beobachtungen am See erfahren möchte, dem sei diese Veröffentlichung empfohlen.

Reinhard Simon, Das Vogeljahr am See, Illustrationen von Rudi Walther, Schriftenreihe „Strelitzer Geschichte(n)", Heft 20, Verlag Lenover Neustrelitz, ISBN-Nr. 3-930164-55-8.

* * *

Wie gefährlich ist ein Kreuzotternbiss?

Neustrelitz (GSY). Kürzlich legte der Naturschutzbund Deutschland, Kreisverband Mecklenburg-Strelitz, sein 10. LABUS-Heft vor. Die Jubiläumsausgabe bringt wieder eine Fülle interessanter Beiträge für Natur- und Heimatfreunde.

So beschäftigt sich Volker Spicher mit der Waldbehandlung im Müritz-Nationalpark. Erwin Hemke und Kurt Hofmann beantworten die Frage: Wieviel Junge können Weißstörche aufziehen? Werner Mösch aus Usadel setzt in bewährter Weise seine Chronik über den Weißstorch fort. Peter Wernicke untersucht ein Beispiel für die Wunder der Natur. Er beschreibt den Sprockfitz-See nordwestlich von Feldberg. Welchen Einfluss Großherzog Adolf Friedrich V. von Mecklenburg-Strelitz auf den Naturschutz ausübte, untersuchte Erwin Hemke.

Reinhard Simon, bekannt durch seine Veröffentlichung „Das Vogeljahr am See" (Verlag Lenover Neustrelitz), berichtet über seine Sommerbeobachtung eines Zwergsägers auf dem Tiefen Trebowsee. Klaus Borrmann aus Lüttenhagen stellt einen kuriosen Neststandort der Singdrossel vor und beschreibt die Silberweide aus historischer Sicht.

Erstmalig werden drei Aufsätze von Schülern einer 4. Klasse im LABUS-Heft 10 veröffentlicht. Die Aufsätze beschäftigen sich mit Erlebnissen der Schüler mit Wildtieren. Dass jungen Menschen im Heft ein Forum gegeben wird, sich über Tiere und Pflanzen in der freien Natur zu äußern, ist eine gute Sache und sollte zukünftig beibehalten werden. Durch das eigene Erleben kann man besonders junge Menschen an Probleme des Naturschutzes heranführen.

Wie gefährliich sind Bisse durch Kreuzottern? Erwin Hemke ist dieser Frage nachgegangen und hat dazu verschiedene Fakten zusammengetragen. Das neue LABUS-Heft wird durch Buchbesprechungen, Kurzinformationen und Zitate aufgelockert. Wie gewohnt, werden auch wieder Probleme des Naturschutzes dokumentiert. 1997 erregte das Vorhaben, einen FKK-Campingplatz am Woblitzsee anzulegen, breites öffentliches Interesse. Es lohnt sich, das neue LABUS-Heft 10 in die Hand zu nehmen. Interessenten können das LABUS-Heft, Umfang 81 Seiten, bei der Kreisgeschäftsstelle des Naturschutzbundes in der Hohenzieritzer Straße 14, 17235 Neustrelitz, oder in der Neustrelitzer Buchhandlung erwerben.

* * *

Dorfkirchen im Landkreis Mecklenburg-Strelitz, Teil II

Neustrelitz (GSY). Nun ist sie endlich erschienen – die Fortsetzungsmappe mit Dorfkirchen in Mecklenburg-Strelitz, gezeichnet von dem einstigen Kunsterzieher Wilfried Neumann. Nachdem im Mai vergangenen Jahres der erste Teil mit zwölf Zeichnungen sakraler Bauten im Landkreis Mecklenburg-Strelitz im Verlag Lenover Neustrelitz erschien, fand diese Sammlung schnell ihre Liebhaber.

In jedem Dorf ist die Kirche ein dominantes Bauwerk, das weithin in der Landschaft sichtbar ist. Jede Kirche hat ihre Geschichte und ihre Beziehungen zu den Menschen, die um sie herum wohnen. Eine bewegte Vergangenheit hat beispielsweise die Dorfkirche in Schillersdorf hinter sich. 1814 bis 1818 entstand hier unter der Leitung des Mecklenburg-

Dorfkirche in Kratzeburg, Landkreis Mecklenburg-Strelitz Zeichnung: Wilfried Neumann

Strelitzer Architekten und Landbaumeisters Friedrich Wilhelm Dunckelberg (1773–1844) ein massiver klassizistischer Putzbau. Während der Naziherrschaft in Deutschland wurde Schillersdorf 1936 zum Bombenerprobungsgebiet. Die Kirche zerbarst unter den abgeworfenen Bomben. Erst 1954 konnte ein neuer Kirchenraum geschaffen werden. Die Reste des verbliebenen Turmes aus dem Jahre 1891 wurden dabei mit einbezogen. In den Jahren 1992/93 entstand ein Gemeindezentrum mit Pfarrhaus.

Die Dorfkirche in Granzin wurde in den Jahren 1886 bis 1888 in gotisierendem Stil erbaut. Im Innern der Kirche befindet sich ein Sakramenthäuschen aus dem 15. Jahrhundert. die Orgel stammt aus dem Jahre 1883.

Die Dorfkirche in Leussow ist ein rechteckiger Backsteinbau mit Apsis und vorgesetztem Westturm nach dem Vorbild frühchristlicher Basiliken. Erbaut wurde die Kirche in den Jahren 1868 bis 1870.

Insgesamt werden in der neuen Mappe wieder zwölf Dorfkirchen vorgestellt. Federzeichnungen von Wilfried Neumann machen uns weiterhin mit den Kirchen in Roggentin, Blankenförde, Babke, Kratzeburg, Liepen, Userin, Zirtow, Ahrensberg und Wustrow bekannt.

Wilfried Neumann, Dorfkirchen in Mecklenburg-Strelitz II, Verlag Lenover Neustrelitz 1999.

Vermischte Beiträge

In eigener Sache

Immer wieder zeigen Altschüler ihre Verbundenheit mit ihrer ehemaligen Schule durch Geld-/Sachspenden und auch auf andere Weise. So hat sich beispielsweise Herr Dr. Rust aus Lübeck vor einiger Zeit von dem sog. Karzerbuch aus der Zeit 1893–1904 (über das an anderer Stelle dieser Zeitschrift berichtet wird), das jahrzehntelang im Familienbesitz war, getrennt und der Altschülerschaft zu treuen Händen überlassen.

Wer in den Nachkriegsausgaben der Caroliner-Zeitung blättert, stößt immer wieder auf historische Fotografien (Schulklassen, Lehrerkollegien, Aufnahmen des Carolinums etc.), die trotz Zeitwirren erhalten geblieben sind und nun in Nachlässen „schlummern".

Für die Altschülerschaft wäre es ein wertvoller Fundus und für die Traditionspflege von großem Wert, wenn ihre jetzigen Besitzer bereit wären, Ablichtungen der Originale oder auch diese selbst der Altschülerschaft zu überlassen. Das Gleiche gilt für andere Belege wie Urkunden, Berichte pp, die mit dem Carolinum zu tun haben. Wer sich also für den guten Zweck einsetzen möchte, kann sich gern an mich wenden. Da ich bereits im Besitz einiger Dokumente, Fotos usw. bin, wäre ich bereit, zur Verfügung Gestelltes zunächst zu sammeln und zu ordnen. Sodann müsste überlegt werden, wo und wie diese Dinge am besten archiviert werden können. Wer hat Vorschläge hierzu? Es ist beabsichtigt, diese Frage auf die Tagesordnung der nächsten Mitgliederversammlung am 15. September 2000 zu setzen.

C.-F. Vahrenkamp

Wer möchte im Vorstand mitarbeiten?

Im September dieses Jahres scheidet Herr Günter Jonas aus Altergründen aus dem Vorstand aus. Er hatte diese Tatsache schon auf der letzten Mitgliederversammlung bekanntgegeben.

Als Nachfolger wünschen wir uns ein engagiertes Vereinsmitglied, das schon vor 1991 dem Verein angehört hat, um auch in der Vorstandsarbeit das Zusammenwirken älterer und jüngerer Altschüler deutlich zu machen. Meldungen bitte direkt an den Vorstand.

Der Vorstand

Dr. Gerhard Schönbeck (Reutstraße 5, 76228 Karlsruhe) schickte uns folgendes Foto. Seine Schwester Hildegard Schönbeck und ihre Freundin Gretel Sterley ordneten den Mädchen, soweit bekannt, Namen zu. Wer kann helfen und die Fragezeichen durch Namen ersetzen?

Mädchenoberschule Neustrelitz – Klasse Quarta: Klassenbild 1937
Untere Reihe, sitzend, von links nach rechts: Lore Feidt, ?, Maria Hüniken, Hildegard Schönbeck, Lotti Franz, Anneliese Behrendt, Regina Rosenbaum.
Zweite Reihe: Sigrid Adermann, Hannelore Ramin, Gerda Ihlenburg, Brunhilde Becker, Ingeborg von Zitzewitz.
Dritte Reihe: Waltraud Hirtzel, ?, Friedel Schirmer, Gretel Sterley, Gisela Narjes, Liselotte Radmer, Susi Kruse, Christine Wörpel.
Letzte Reihe: ?, Ursula Schmidt, Gundula Kerstenhahn, Marlies Friede, Rita Schulze, Inge Wegner, Christa Wesemann.

Medaillenprägung aus der Stadt der Windmühlen

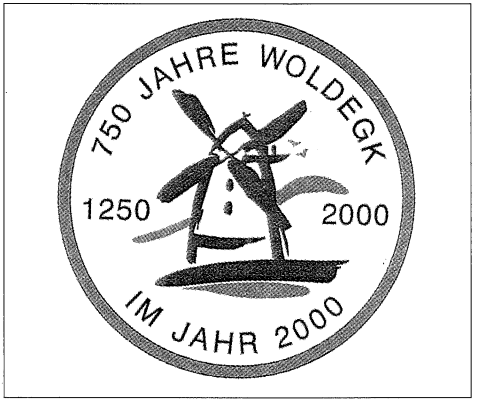
Woldegk (GSY). Eine Gründungsurkunde oder ein Stiftungsbrief der Stadt Woldegk im Landkreis Mecklenburg-Strelitz ist leider nicht erhalten. Der Zeitraum der Gründung kann aber zwischen den Jahren 1236 und 1250 eingegrenzt werden. 1236 hatten die Markgrafen durch den Kremmer Vertrag das Land Stargard erhalten. 1250 trat Herzog Barnim von Pommern die nördliche Uckermark an die Markgrafen Johann I. und Otto III. ab. Beide oder auch nur Johann I. kommen als Stadtgründer in Betracht. Die Stadt Woldegk einigte sich auf das Jahr 1250 als Gründungsjahr. Damit steht im Jahr 2000 ein Jubiläum an: 750 Jahre Stadt Woldegk.

Gegenwärtig laufen verschiedene Vorbereitungen für das Stadtjubiläum. Seit Anfang November gibt es eine Jubiläumsmedaille. Sie entstand auf Anregung der Neustrelitzer Münzfreunde und wurde durch die Gold- und Silberscheideanstalt Reischauer GmbH in Idar-Oberstein geprägt. Die Auflage ist limitiert und randnummeriert und beträgt 750 Stück. Das Prägematerial besteht aus 999/1000 Feinsilber, wiegt ca. 15 Gramm und hat einen Durchmesser von 35 Millimeter.

Die Jubiläumsmedaille zeigt auf der Vorderseite Gebäude, die für die Stadt Woldegk bedeutsam sind. Im Mittelpunkt steht die Sankt Petri Kirche, die allerdings mit Turm gezeigt wird. Turmlos ist die Kirche gegenwärtig zu sehen. Ein Kirchturmverein bemüht sich um den Wiederaufbau des Turmes. Das eigentliche Wahrzeichen der Stadt sind aber die Windmühlen. Nachweisbar hat es einmal zehn Mühlenstandorte gegeben. Fünf Mühlen sind heute noch vorhanden. Die Ansammlung der Windmühlen brachte der Stadt Woldegk den Beinamen „Stadt der Windmühlen" ein.

Auf der Medaille sind das Mühlenmuseum und das Technische Denkmal „Hans Ehlert" zu sehen. Die Umschrift auf der Medaille lautet: WINDMÜHLENSTADT WOLDEGK – MECKLENBURG. Die Rückseite der Medaille zeigt im Zentrum das Festlogo. Das ist als Ergebnis eines Schülerwettbewerbs von Katja Höft hervorgegangen. Für die weitere Verwendung wurde das Logo von Wolfgang Lange bearbeitet. Rechts und links neben dem Logo finden sich die Jahreszahlen 1250 und 2000. Die Umschrift lautete: 750 JAHRE WOLDEGK IM JAHR 2000.

Die Jubiläumsmedaille ist in der Stadt Woldegk erhältlich. Interessenten von außerhalb der Stadt wenden sich an die Stadt Woldegk, Karl-Liebknecht-Platz 1, 17098 Woldegk, Telefon (0 39 63) 21 03 33, Fax (0 39 63) 21 02 04.



Vorderseite **– Woldegker Jubiläumsmedaille –** Rückseite

Familiennachrichten

Besondere Geburtstage in der Zeit vom 1. November 1999 bis 30. April 2000 soweit sie der Redaktion bekannt sind:

1. Runde Geburtstage:

Reginald Hansen, 16. Nov. 1999, 80 Jahre; Prof. Achim Gerlach, 17. Nov. 1999, 80 Jahre; Harry Kurz, 8. Nov. 1999, 80 Jahre; Kurt Werdermann, 18. Febr. 2000, 90 Jahre; Hans Ulrich Hahn, 3. März 2000, 50 Jahre; Maja Rüggeberg geb. Hittenkofer, 14. März 2000, 90 Jahre; Dorothea von Bergen geb. Jerchel, 6. April 2000, 80 Jahre; Gisela Janosch geb. Böttcher, 7. April 2000, 60 Jahre; Dr. Constantin Blanck, 23. April 2000, 90 Jahre.

2. Geburtstage über 90 Jahre:

Dr. Hans Boldt, 24. Dez. 1999, 96 Jahre; Heinz Grähn, 29. Febr. 2000, 92 Jahre; Karl Anders, 29. Febr. 2000, 91 Jahre; Walter Karberg, 25. März 2000, 91 Jahre; Lisbeth Molle geb. Heitmann, 29. März 2000, 95 Jahre.

3. Geburtstage über 80 Jahre:

Johannes Lessing, 3. Nov. 99, 81 Jahre; Erich Krüger, 15. Nov. 99, 81 Jahre; Ludwig Dörbandt, 22. Nov. 99, 87 Jahre; Brigitte Eger geb. Jerchel, 30. Nov. 99, 86 Jahre; Theodor Knacke, 20. Dez. 99, 89 Jahre; Dr. Otto Witte, 23. Dez. 99, 82 Jahre; Heinz Diederichs, 2. Jan. 2000, 88 Jahre; Rudolf Lessing, 14. Jan. 2000, 83 Jahre; Kurt Fischer, 27. Jan. 2000, 89 Jahre; Erika Benfer geb. Schwenn, 5. Febr. 2000, 85 Jahre; Klaus Lange, 27. Febr. 2000, 84 Jahre; Ferdinand Anders, 23. März 2000, 85 Jahre; Dr. Hermann Brandt, 24. März 2000, 84 Jahre; Helga Pape, 29. März 2000, 88 Jahre; Gertrud Schütze geb. Pogoda, 29. März 2000, 86 Jahre; Eberhard Frank, 1. April 2000, 81 Jahre; Rolf Galle, 4. April 2000, 89 Jahre.

Ihren 75. Geburtstag feierten folgende Mitglieder:

Hans Albrecht Neelsen, 17. Nov. 99; Dr. Adolf-Friedrich Wagner, 17. Dez. 99 (gestorben am 31. Dez. 1999); Eberhard Merian, 30. Jan. 2000; Günter Achmet, 5. März 2000; Rolf Lüders, 29. März 2000; Gerhard Schöttler, 5. April 2000; Wolfgang Aßmann, 18. April 2000; Gisela Lütjens geb. Narjes, 20. April 2000.

* * *

Am 28. März dieses Jahres wurde Frau Lisbeth Mollé geb. Heitmann 95 Jahre alt und gehört somit zu den ältesten Mitgliedern unserer Altschülerschaft.

Frau Eva-Maria Kröber – die Tochter von Frau Mollé – schickte uns folgenden Auszug aus dem 70-seitigen Lebensbericht ihrer Mutter.

Lisbeth Mollé geb. Heitmann wurde 1905 in Neustrelitz als viertes Kind von sechs Kindern geboren. Nach dem Besuch des Lyzeums von 1911 bis 1921 wurde sie in der Schlosskirche konfirmiert. Im gleichen Jahr konnte sie durch Vermittlung für sechs Monate nach Schweden reisen und lebte dort in einer schwedischen Familie. Zurückgekehrt arbeitete sie bei der Angestellten-Versicherung. Doch kurze Zeit später bot ihr Landesbischof Tolzien die Stelle einer Sekretärin im Büro des Oberkirchenrates in der Seestraße 19 an. Unsere Mutter war sehr stolz und dankbar zugleich. Herr Obersekretär Rust erklärte ihr den Umgang mit der Schreibmaschine. In den vielen Jahren war es ihr wichtigstes Hand-

werkzeug. Diese Tätigkeit gefiel ihr sehr gut, zumal unsere Mutter viele Menschen aus dem kirchlichen und öffentlichen Bereich kennen und schätzen lernte.

Aber die Zeit brachte es mit sich, dass es auch Höhen und Tiefen gab. Unsere Mutter war nie arbeitslos, verdiente aber in den vielen Jahren nie viel Geld. Trotzdem schenkte sie uns eine wunderschöne Kindheit.

Ihre Vorgesetzten würdigten und lobten sie stets.

Dr. Steinbrecher, so erzählte man, ließ sich gerne nach Neustrelitz versetzen, weil Frau Mollé dort in der Landessuperintendentur arbeitete. Da die Chefs unterschiedliche Charaktere besaßen, hieß es natürlich, sich darauf einzustellen, was immer bestens gelang.

Unsere Mutter erhielt viele Ehrungen während ihrer Tätigkeit im kirchlichen Dienst. Doch nach sechzig Jahren im selben Büro hieß es Abschied nehmen von einer vertrauten Umgebung sowie unzähligen kirchlich-historischen Aufzeichnungen und Akten.

Heute lebt unsere Mutter im Evangelischen Altenheim in der Tiergartenstraße. Es danken unserer Mutter für ihre Aufzeichnungen ihre Kinder, Enkel und Urenkel.

Eva-Maria und Karl-Hubertus Kröber

* * *

Nachrufe

Am 31. Dezember 1999 – wenige Stunden vor der Jahrtausendwende – starb Dr. med. vet. Adolf-Friedrich Wagner im Alter von 75 Jahren. Adolf-Friedrich hat sich um die Altschülerschaft des Carolinums große Verdienste erworben. Seit der Neugründung im Jahre 1955 war er im Vorstand tätig. 1985 übernahm er den Vorsitz und hat sich so nach der Wiedervereinigung für die Neugliederung und Rückführung nach Neustrelitz eingesetzt.

* * *

Am 14. März verstarb Frau Käthe Kuhn geb. Sünnemann im Alter von 91 Jahren. Sie war bis 1945 als Lehrerin am Lyzeum in Neustrelitz tätig.

* * *

Am 24. März verstarb Propst i. R. Hans Schlie nach einem gesegneten Leben voller Pflichterfüllung im Alter von 91 Jahren. Er besuchte das Carolinum in der Glambecker Straße, das Abitur legte er jedoch in Waren ab. Bei den Caroliner-Treffen in Marburg leitete er wiederholt den Gottesdiest in der Elisabethkirche.

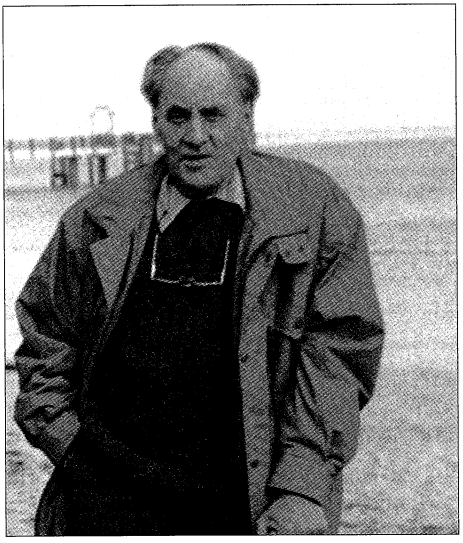
* * *

Wie wir verspätet erfuhren, verstarb am 17. Juni 1999 der Caroliner Ferdinand Grötzebauch im 77. Lebensjahr.

NON OMNIS MORIAR

Adolf Friedrich Wagner ist tot.

Diese Nachricht traf mich wie ein Hieb aus heiterem Himmel. Mein Leben stockte für einen Augenblick. Der Kreis wird enger. Nun auch er. Und wieder einer von uns. Ja, er war ganz und gar einer von uns, war Teil unserer Gemeinschaft, kein Außenseiter, kein Eigenbrötler, er nahm immer teil. Aufmerksam, lebhaft. Nicht nur am Unterricht. Was immer die Klasse bewegte, es bewegte auch ihn. Wenn uns irgendwer oder irgendwas zum Kochen brachte, A.-F. brodelte kräftig mit, denn er war ein kritischer Geist, wenn es etwas zum Lachen gab, dann lachte er lauthals mit, denn er war ein humorvoller Mensch. So war es schon am Glambecker See, so war es später auch am Eutiner.



Adolf Friedrich Wagner

Seine Weltanschauung gründete tief im Geiste des Neuhumanismus im Sinne Humboldts. So ist es zu verstehen, dass stürmender Avantgardismus ihm immer suspekt erschien. Er war auf der Seite der Bewahrer, keineswegs aber verbohrt in einem verkalkten Konservatismus. Der in zunehmendem Maße zu beobachtende Werteverfall in unserer Gesellschaft schmerzte ihn sehr.

Um ein Bewahren ging es ihm auch 1955 in Ratzeburg bei der Gründung der Altschülerschaft des Carolinum. Bewahren von Freundschaft und vor allem Bewahren jener 200-jährigen Carolinertradition, deren Bildungsideal, trotz vorübergegangener Modifizierung, im Grunde unverändert geblieben ist: Das Postulat einer freien, uneingeschränkten schöpferischen Entfaltung des Menschen, seiner Selbständigkeit und Freiheit und des Kampfes gegen jede Art von Dogmatismus. Über all das machte Adolf-Friedrich nie große Worte. Hier war schließlich das Movens seines Lebens.

Wenn einer Hilfe brauchte, A.-F. Wagner war zur Stelle. Sein Leben lang. So ist es nur folgerichtig, dass er Mediziner wurde; und bei seiner Auffassung von der Lebensgemeinschaft jeglicher Kreatur nimmt es nicht wunder, dass er sich den Tieren als Arzt zur Verfügung stellte.

Sein Beruf war ihm weit mehr als nur eine Erwerbsquelle.

1985 übernahm er, trotz mangelhafter Gesundheit, den Vorsitz der Altschülerschaft, immer in der Hoffnung, dass ihn ein Gesunder ablösen möge. Es kam anders. Nach der deutschen Wiedervereinigung und der sich daraus ergebenden Notwendigkeit, die Altschülerschaft neu zu ordnen und ihr vor allem eine neue Satzung zu geben, fühlte sich Adolf-Friedrich noch einmal gefordert, noch einmal raffte er sich auf. Zum Nutzen für uns alle.

Als unsere Schule dann 1995 ihr 200-jähriges Bestehen feiern konnte, war für Adolf-Friedrich endlich der Zeitpunkt zum Ausschirren gekommen.

Ruhe aber fand er nicht mehr. Seine Krankheit hielt ihn im Würgegriff. Alle Versuche, ihm Erleichterung zu schaffen, scheiterten. An der Schwelle zum neuen Jahrtausend nahm der Tod ihn von seinem Feld.

Wir alle haben einen guten Freund verloren.

Wolfgang Ohm

war eine Mutter, die mit Mut und Energie ihre sechs Kinder aus dem Chaos des letzten Weltkrieges in Deutschland rettete. Sie starb in Bath, Maine am 2. Oktober 1999 im Alter von 95 Jahren.

Sie war die Tochter von Nachkommen der Mayflower, George W. und Aimée Corson Ellis. Im Alter von 10 Jahren wurde ihr Körper wegen Scoliosis in einen Gipsverband gesteckt. Gelangweilt und ruhelos entdeckte sie die Bibliothek ihres Vaters und las viel in der klassischen Literatur. Später ging sie auf ein Internat in Dobbs Ferry und anschließend nach Dana Hall.

Etwas unbefriedigt von diesen Schulen ging sie dann nach New York und studierte Malerei im Cooper Union. Auf einer Europa-Reise traf sie in Paris Baron Heinrich von Hoyningen gen. Huene. Sie heirateten 1928 und mit der wachsenden Familie zogen sie 1932 auf das Gut Blumenhagen in Mecklenburg, nördlich von Berlin.

1941 fiel ihr Mann an der Russischen Front. Sie war nun eine Witwe, die ihr sechstes Kind erwartete. Trotz der Umstände gab Frau v. Huene Zuflucht für Kinder von Verwandten und Freunden vor den Bombenangriffen auf die deutschen Städte und später für Ostflüchtlinge der russischen Front.

Im April 1945, als die Russen sich Berlin näherten, wurde ein Trupp lettischer SS in Blumenhagen stationiert.

Aus Sorge um die Sicherheit ihrer sechs Kinder, im Alter von 4–16 Jahren, packte sie heimlich einen Ackerwagen mit den notwendigsten Sachen und floh nach Nordwesten. Es war höchste Zeit, um den schnell vordrängenden russischen Truppen zu entkommen.

Nach dem Krieg beschloss sie, nach den USA zurückzukehren. Es wurde schwer für sie, ihre Freunde und die liebevolle Familie ihres Mannes zu verlassen.

1947 siedelte sie sich in Brunswick, Maine an, wo ihre drei Söhne auf dem Bowdoin College studieren konnten. Sie kaufte eine heruntergekommene Farm und machte diese zu einer neuen Heimat. Sie zog viel frisches Gemüse für den Familientisch und fand noch Zeit für einen schönen Blumengarten. 1952 wurde die Farm für die Erweiterung des Marineflughafens beschlagnahmt, und sie zog mit ihren Kindern nach Woolwich, Maine am Kennebecfluss gegenüber der Stadt Bath. Dieses Haus war dann mehrere Jahre Heimat. Nachdem ihre Kinder selbständig wurden und das Haus verließen, zog sie zurück nach Brunswick und wohnte in einem Haus dicht an Bowdoin College.

Ihre Kinder und Kindeskinder meinen, dass deren Erfolge Zeugnis von dem Beispiel und den hohen Erwartungen dieser Mutter und Großmutter sind. Darunter gibt es Anerkennungen in Musik, Ökonomie, Medizin, Pädagogik, Literatur und Kunstgeschichte.

Obwohl sie in einer wohlhabenden Familie aufwuchs, lernte sie viel Elend und Ungerechtigkeit der Welt kennen. „Das Leben ist voll mit Überraschungen", wie sie einmal trocken bemerkte. Oft versuchte sie mit Großzügigkeit Leid zu mildern, ob in der Familie des Nachbarn oder auf einer weit entfernten Indianischen Reservation.

1982 starb ihr Sohn Michael an Krebs.

Die anderen Nachkommen sind: Dr. Friedrich v.H.H. in Brookline, MA; Dr. Christian v. H. H. in Albuquerque, NM; Brigitte Reid in St. Clair Shores, MI; Dr. Dorothee Greenberg in Pleasantville, NY; Sigrid MacRae in New York, NY; 15 Enkel und 9 Großenkel.

Am 7. November 1999 wurde in der Congregational Kirche von Woolwich, Maine in Day's Ferry um 16 Uhr ein Gedenk-Gottesdienst abgehalten.